

Abenteurer Gottes

clv

Dave und Neta Jackson

John Newton

Die Rache des Ausreißers

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dave und Neta Jackson sind verheiratet. Gemeinsam haben sie zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben.

Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer-Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«.

Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, USA, zu Hause.

1. Auflage 2009

Originaltitel: The Runaway's Revenge

© 1995 by Dave und Neta Jackson

Originalverlag: Bethany House Publishers

© der deutschen Ausgabe 2009

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Hermann Grabe

Textillustrationen: Julian Jackson

Satz: CLV

Umschlag: OTTENDESIGN.de, Gummersbach

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-89397-451-1

Inhalt

Das teuflische Dreieck	7
Rachedurst	19
Der Kapitän der <i>African</i>	30
Als Junge auf See	47
Bei der Kriegsmarine	57
Glücklich entronnen!	69
Pea Eyes Sklave	80
Rettung!	93
Auf der Heimreise	103
Der Sklavenhändler	114
Revolte auf hoher See	122
Amazing Grace	131
Mehr über John Newton	138

John Newton, die Hauptfigur dieser Geschichte, hat wirklich so gelebt, wie es hier berichtet wird. Hamilton Jones und Benjamin Bowdoin sind allerdings hinzuerfundene Gestalten.

Das teuflische Dreieck

Im frühen Morgenlicht stand der Sklave Hamilton Jones still an Deck hinter seinem Master, Benjamin T. Bowdoin. Der alte Herr lehnte sich gegen die feuchte Reling, während die ablaufende Flut das Segelschiff mit seinen drei Masten langsam zu drehen begann. Es war im Hafen von Charles Town in der Kolonie South Carolina.

Hinten auf dem Achterdeck unterhielt sich der Lotse mit dem Kapitän; plötzlich gab der Kapitän dem Steuermann einen Befehl. Der drehte das Ruderad. Es knirschte in der Takelage, ein Segel erwischte die letzte nächtliche Seebrise und füllte sich mit lautem Knall.

Die *Hawthorne* war unterwegs!

Hamilton war das erste Mal auf einem Schiff. Es beeindruckte ihn, wie leise das riesige Schiff durch die Wellen glitt. Er betrachtete die Silhouette von Fort Sullivan, als sie durch den Nebel hindurch zu seiner Linken erkennbar wurde. 1775 wurde in den 13 Kolonien viel über Unabhängigkeit geredet, und das ruhig aussehende Fort Sullivan spielte bei dem allen eine wichtige Rolle. Hamilton konnte es gar nicht erwarten, das offene Meer mit seinen donnernden Brechern zu sehen. Er wusste schon, dass es auf dem Ozean nicht so ruhig bleiben würde.



»Was treibst du da oben, Bursche?«, schnauzte Benjamin Bowdoin. »Geh runter in meine Kabine und bring mein Bett in Ordnung. Du weißt ja, dies ist keine Spazierfahrt. Ich habe viel Arbeit.«

»Jawohl, Herr«, murmelte Hamilton und senkte den Blick. Er war erst dreizehn; doch wusste er schon, was ein Sklave zu tun hatte, wenn er überleben wollte.

Mr. Bowdoins Kabine war nicht direkt unter dem Hauptdeck, sondern vor der Kapitänskajüte unter dem Achterdeck. Hamilton ging klaglos hin und machte das Bett seines Herrn und ordnete dessen persönlichen Dinge für ihn. Dann wusste er nicht, was er nun machen sollte.

Er war als Ersatz für Old George, Mr. Bowdoins Leibdiener, mitgenommen worden. Old Georges schwache Gesundheit machte ihm eine so lange Seereise unmöglich. Darum war Hamilton auserwählt worden, den Master nach England zu begleiten, wo dieser seine Baumwolle verkaufen wollte. Die meisten Plantagenbesitzer arbeiteten mit Maklern zusammen; aber Bowdoin traute keinem Menschen, wenn es sein Vermögen betraf, vor allem jetzt, wo in den Kolonien so viel von Revolution die Rede war. Bowdoin kümmerte sich immer selbst um seine Geschäfte, obwohl er selbst auch alt und sehr gebrechlich war.

Während er sich in der kleinen Kabine zu schaffen machte, schätzte sich Hamilton einigermaßen glücklich. Der alte Mann wollte ihn immer um sich haben, damit er ihm stets zur Verfügung stand. Darum war Hamilton nicht gezwungen, unten in den Lade-

raum hinabzusteigen, wie die meisten Schwarzen. Stattdessen hatte ihm Bowdoin einen winzigen Verschlag zum Schlafen besorgt, der gegenüber seiner eigenen Kabine lag. Dort war es dunkel und staubig; zum Glück fand er ein großes Stück Segeltuch, das er mehrmals faltete. Das legte er auf den Boden, es war sein Bett. Aber es war für ihn allein – sein eigenes Plätzchen.

Hamilton machte die Kabine seines Herrn fertig und warf dann den kleinen Beutel mit seinen persönlichen Habseligkeiten in seine »Kabine«. Das Schiff begann sich im Rhythmus der Wellen von einer Seite auf die andere zu neigen, und gern wäre Hamilton nach oben gegangen, um das wirkliche Meer zu sehen. Doch er mochte dem alten Mann nicht so schnell wieder begegnen, und so begann er, das Schiff zu erforschen.

Neben dem Durchgang fand er einige schmale Stufen und stieg hinab. *Jetzt muss ich unter dem Hauptdeck sein*, dachte Hamilton, als er sich voranarbeitete. Er hörte Stimmen, die auf ihn zukamen, und wollte schon umkehren, als er plötzlich eine zweite Treppe fand, die noch weiter nach unten führte. Schnell glitt er die Stufen hinab in die finstere Tiefe des Schiffes.

Der Junge tastete sich vorwärts, bis eine dicke Tür sein Vorankommen hinderte. Er tastete seine Umgebung ab und fand einen großen Ring, an dem er zog. Die Tür öffnete sich. Der Raum schien sehr groß zu sein; denn ganz weit oben hing eine Laterne, die der Bewegung des Schiffes folgend immer hin- und herschwang. Er war im Laderaum des Schiffes, und

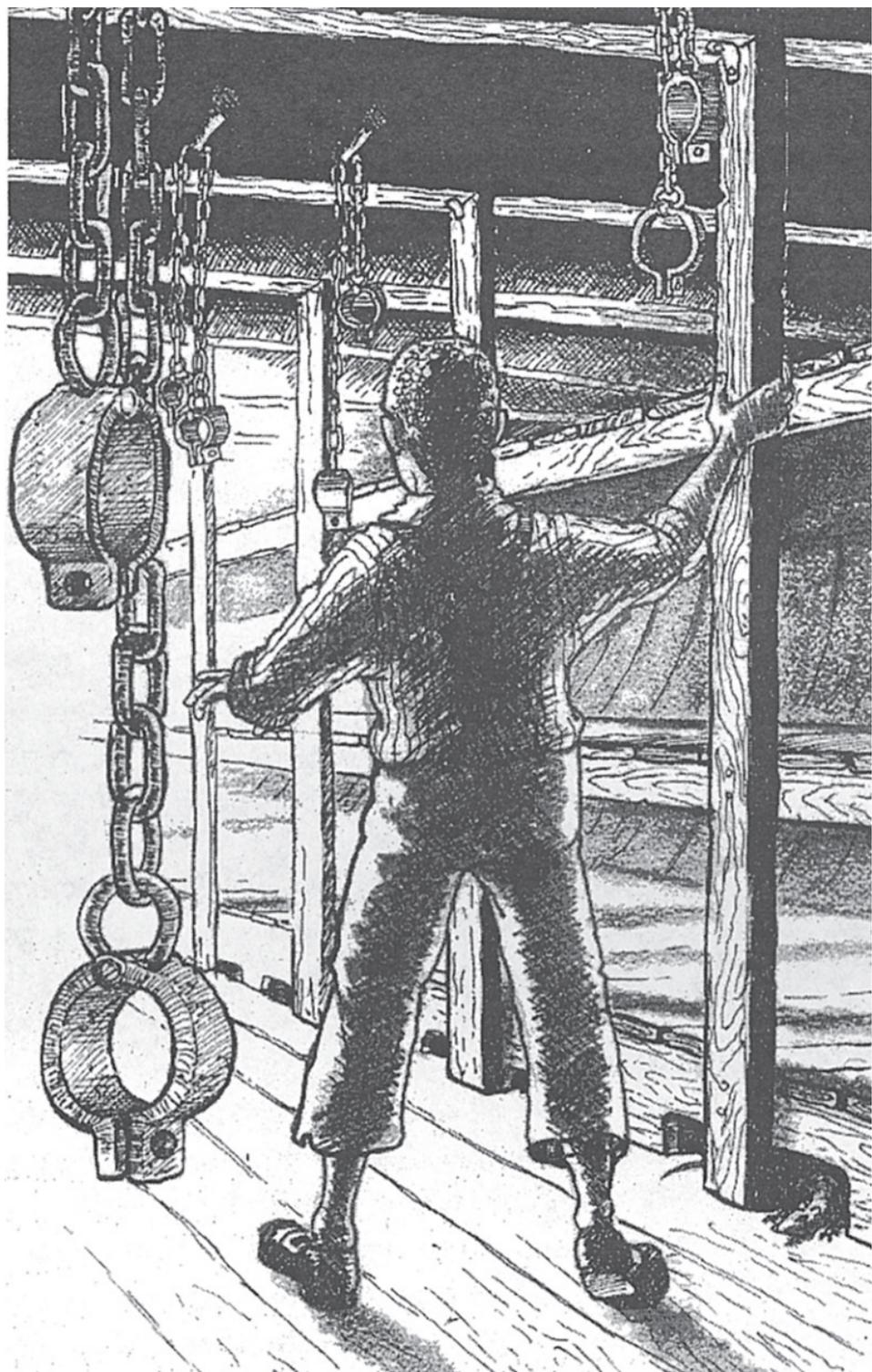
bekannte Däfte verrieten ihm, dass die Fracht größtenteils aus Baumwolle und Tabak bestand.

Doch da war noch ein anderer Geruch, ein fauliger Geruch, als wenn jemand dort sehr krank gewesen oder gar gestorben war. Vorsichtig ging er weiter und staunte über die dicken Balken, die die Decke trugen. Gespannt horchte er, ob sonst noch jemand in dem Raum war. Er tat nichts Böses; aber wer glaubte schon einem schwarzen Jungen, wenn man ihn an einem Ort fand, an dem er nichts zu suchen hatte?

Das Schiff knarrte und stöhnte leise, und eine Ratte erschreckte Hamilton, als sie über den Gang huschte. Doch bald war er sich sicher, dass niemand sonst dort unten war.

Als er näher zu der Lampe kam, konnte er besser sehen. Dort war etwas Platz, an dem keine Ladung lag. Hamilton ging an dieser Stelle auf die abgerundete Bordwand zu. In einen Balken hatte man oberhalb seines Kopfes eine Reihe Nägel eingeschlagen. Neugierig kam Hamilton näher, doch dann blieb er wie angefroren stehen. Von jedem Nagel hing ein Paar Fußfesseln herab. Er blickte umher und sah, dass alle Balken mit diesen Geräten ausgerüstet waren.

Hamilton bekam plötzlich schreckliche Angst. Wozu brauchte man in einem Schiff Hunderte von Fußfesseln? Und dann traf ihn die Erkenntnis wie ein Keulenschlag. Dies war kein gewöhnliches Handelsschiff, sondern ein Sklavenschiff! Eins wie dasjenige, welches seine Mutter als junges Mädchen aus Afrika gebracht hatte!



Die Furcht wich einem flammenden Zorn. Er hatte von Sklavenhändlern gehört. Deren Schiffe brachten Sklaven aus ihrer Heimat in Afrika nach Amerika. Dort belud man sie mit Melasse aus Zuckerrohr, mit Tabak und Baumwolle – alles mithilfe der Sklaven gewonnen – und brachte das Zeug nach England. In England wurden die Schiffe mit Gewehren, Schießpulver und aus der Melasse hergestelltem Rum und anderen Waren beladen. Damit fuhr man dann nach Afrika und tauschte diese Waren gegen neue Sklaven ein. Es war ein teuflisches Dreiecksgeschäft. Seine Mutter hatte es unglücklich gemacht, und sein Großvater, den er nie kennengelernt hatte, war dabei ums Leben gekommen.

Im Dämmerlicht der Laterne schritt der Junge vorsichtig weiter auf die Ständer zu, die den Raum begrenzten. Hinter ihnen lagen nun Ballen von Baumwolle und Tabak, doch noch vor einigen Wochen oder gar Tagen war alles voll menschlicher Fracht. Hamilton streckte den Arm aus und berührte sanft eins der Regale, als sei es etwas Heiliges. Die leeren Regale unter der Laterne waren alle 40 cm mit Halseisen versehen, und kaum einen Meter darüber war schon das nächste Regal.

Die Sklaven konnten sich nicht einmal hinsetzen, dachte Hamilton, und sie waren so dicht aneinandergekettet, dass sie nicht einmal auf dem Rücken liegen konnten. Als er diesen schwimmenden Kerker voll Abscheu betrachtete, war ihm klar, warum immer viele Sklaven darin starben.

Das Schiff, das seine Mutter vor dreiundzwanzig Jahren nach Amerika gebracht hatte, war die *Afri-*

can, unter dem Kommando des Kapitäns John Newton. Seine Mutter hatte ihm oft von dem schrecklichen »Mittelgang« erzählt, von der erstickenden Hitze, den Krankheiten und der Verzweiflung. Die Wut kochte in Hamiltons Herzen hoch, als er daran dachte, was seine Mutter aushalten musste und was aus seiner gesamten Familie seither geworden war. Es gab nur harte Arbeit, für die nie jemand dankte und die nur seinem Master etwas einbrachte, und dauernd wurde man für die kleinsten Fehler brutal geschlagen. Außerdem bestand immer die Gefahr, dass die Familie aufgelöst wurde, wenn Bowdoin ihn seiner Mutter und seiner Schwester entriss und ihn an andere Leute verkaufte.

Bei dem Gedanken an Bowdoin fand Hamilton es besser, an Deck zu gehen und den alten Mann zu suchen, um einen Zornesausbruch zu vermeiden. Der junge Sklave tastete sich auf dem Gang durch den finsternen Laderaum zurück. Gerade bevor er durch die schwere Tür schritt, drehte er sich noch einmal um nach dem grauenvollen Bild, das die schwingende Laterne ihm zeigte. *Sklavenhändler!* Und er schwor im Flüsterton: *Wenn ich jemals den Kapitän erwische, der meine Mutter in die Sklaverei brachte, dann bringe ich ihn um!*

Als die *Hawthorne* drei Wochen später im Hafen von Liverpool, also in England, vor Anker ging, hatte Hamilton wirklich genug von Seereisen. Die Überfahrt war rau, und die meiste Zeit hatte er sich leicht seekrank gefühlt. Allerdings war er sich nicht

sicher, was ihn mehr krank gemacht hatte – das ständige Schwanken des Schiffes oder der fürchterliche Geruch in der Kabine seines Masters.

Dem alten Mann war die Überfahrt auch nicht gut bekommen. Während der ganzen Reise hatte er nicht mehr als drei Mahlzeiten eingenommen und die ganze Zeit im Bett in seiner Kabine zugebracht. Alle fünf Minuten meinte er, Hamiltons Hilfe nötig zu haben, wusste aber meistens nicht, was er eigentlich wollte. »Bring mir etwas Wasser!«, brüllte er, und nach ein paar Minuten: »Nimm das stinkende Wasser fort und bring mir etwas Wein gegen meine Magenverstimmung.« Dann: »Der Wein ist zu sauer! Ich brauch etwas Schnaps für meinen Kopf. Kannst du auch gar nichts richtig machen?«

Hamilton war also dauernd auf Trab; aber das Schlimmste an seiner Arbeit war das Saubermachen, seit der alte Mann krank war. Die ganze Kabine stank dermaßen entsetzlich, dass Hamilton jedes Mal ganz übel wurde, wenn er die Tür öffnete.

Jetzt hielt er Benjamin Bowdoins Arm, während der alte Mann die Gangway hinabschlurfte. Bowdoins Gesicht war grau wie Leberwurst, und lange weiße Haarsträhnen hingen unter seinem Dreispitz heraus. Der alte Mann setzte sich auf eine Bank am Kai, während Hamilton aufs Schiff zurückging, um das Gepäck zu holen. Eine Mietkutsche brachte sie im Nu in die Foxhall Inn – das war ein geräumiges Haus mit vielen Zimmern, aber schlechter Bedienung. Hamilton musste das Zimmermädchen suchen, damit es das Bett frisch bezog und Waschwasser auf die Kommode stellte. Es sah sehr danach

aus, als hätte seit geraumer Zeit hier niemand mehr sauber gemacht.

»Sir, soll ich etwas zu essen besorgen?«, fragte Hamilton den alten Mann, der auf dem Bett lag und vor Erschöpfung keuchte, nachdem er die Treppe erklommen hatte.

»Nein, nein. Ich will nichts. Nur meine Ruhe will ich!«

»Aber was wird mit mir?«, erkundigte sich Hamilton. »Ich habe heute noch nichts gegessen.«

»Na, dann such dir was; aber lass mich in Ruhe!«

»Aber, Herr, ich habe kein Geld.«

»Geld? Was willst du mit Geld? Raus mit dir! Los, raus! Siehst du nicht, wie nötig ich die Ruhe habe?«

Missmutig schloss Hamilton die Tür hinter sich und fand irgendwie über die hinteren Treppen den Weg nach unten. Er war hier in einer fremden Stadt in einem fremden Land, mit einem scheußlichen Master und hatte keine Ahnung, woher er etwas zu essen bekommen könnte. Auf den Plantagen in Amerika besaßen die Sklaven nie eigenes Geld und lernten auch nicht, wie man für sich selbst sorgt. Jede Fürsorge, die sie überhaupt erfuhren, kam aus der Hand ihrer Herren.

»Na, was kann ich für dich tun, junger Mann?«, fragte die Köchin, als Hamilton durch einen Spalt der Küchentür blinzelte.

Noch nie hatte Hamilton erlebt, dass ihm von einem Weißen eine Hilfe angeboten wurde; er erschrak sich so, dass er zur Treppe zurückstürzte. Aber die Frau hatte freundlich mit ihm gesprochen.

»N-nichts, Madam ... Ich habe nur ein wenig Hunger.«

»Na, dann setz dich mal hierher, ich werde dir etwas von dem Kaninchenragout geben.« Sie zwinkerte ihm verständnisvoll zu. »Wir Dienstleute haben selten Zeit genug, vernünftig zu essen – stimmt's?«

Hamilton wusste nicht, was er sagen sollte. Sie behandelte ihn wie ihresgleichen. Das hatte er von Weißen noch nie erlebt.

Der Eintopf war gut und machte richtig satt. Nachdem er gegessen hatte, ging er zur Hintertür hinaus auf einen engen Weg, der zur Straße führte. Es war später Nachmittag, und er hatte überhaupt kein Verlangen danach, in das Zimmer seines herumjammernenden Masters zurückzukehren. So ging er weiter, immer mit demütig gesenktem Blick, um die vielen Weißen auf der Straße nicht zu ärgern. Doch einmal, als der Fußweg wegen eines riesigen Fasses ganz eng wurde, trat ein weißer Mann zur Seite, um ihn als Ersten vorbeigehen zu lassen. Natürlich ging Hamilton nicht als Erster – das wäre reichlich dreist gewesen –, aber es war ein eigenartiges Erlebnis für ihn.

Der einzige Schwarze, den er an diesem Nachmittag erblickte, war ein fein gekleideter Mann, der in einer Kutsche fuhr – und der Kutscher war ein Weißer! Das konnte Hamilton nicht begreifen. Der Mensch sah überhaupt nicht wie ein Sklave aus. Dies war wirklich ein sehr eigenartiges Land.

Zurückgekehrt in das Hotel steckte er den Kopf zur Küche herein, bevor er nach oben ging. »Entschuldigen Sie, Madam«, fragte er die freundliche

Köchin, »aber ... gibt es hier gar keine Sklaven in England?«

»Sind wir Dienstleute nicht alle Sklaven?«, brummte sie und schlug grimmig auf einen Teigkloß ein, der in einer großen Schüssel lag.

»Nein, ich meine Afrikaner, richtige Sklaven.«

»Ach die, natürlich, ein paar gibt's davon; aber sicher nicht so viele wie in den Kolonien, soviel ich wenigstens gehört habe. Es scheint, dass dort jeder seine Sklaven hat. Wäre das hier so, hätte ich keine Arbeitsstelle mehr.«

»Gibt es hier auch freie Afrikaner?« Dabei dachte er an den, der in der Kutsche vorbeigefahren war.

»Hm ... ja, ein paar. Nun sag du mal, du kommst doch wohl aus den Kolonien, oder nicht? Du redest wie ein Yankee.«

»Ja, Madam. Ich komme aus Charles Town«, antwortete Hamilton. »Ich glaube, ich muss jetzt wieder auf unser Zimmer gehen. Vielleicht will mein Master etwas von mir. Danke für das Essen!«

Dort angekommen, fand er Benjamin Bowdoin, immer noch in seinem Zeug auf dem Bett liegend, genauso wie Hamilton ihn verlassen hatte. Draußen wurde es dunkel, so zündete er eine Kerze an. Bowdoin rührte sich nicht. Wirklich, nicht einmal sein sonst so lautes Schnarchen war zu hören.

Leise brachte Hamilton die Kerze an das Bett und besah sich seinen Master genauer. Irgendwas stimmte nicht ... Nichts bewegte sich an ihm; er atmete nicht einmal.

»Master Bowdoin!«, flüsterte Hamilton; aber der reagierte nicht. Er berührte die Hand des alten

Mannes. Sie war kühl – viel zu kühl – und völlig schlaff. Hamilton schüttelte seine Schulter: »Master Bowdoin, wachen Sie auf!«, sagte er nun drängender. Aber sein Master tat nichts, überhaupt nichts.

Plötzlich wurden Hamiltons Augen ganz groß, er fuhr zurück. Der alte Mann war tot!

Rachedurst

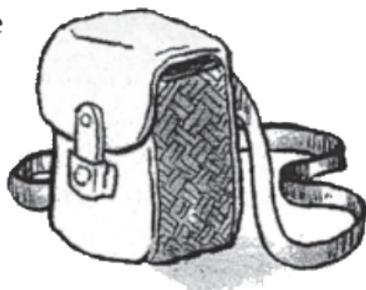
Der Schrecken würgte Hamiltons Hals. Noch nie war er mit einem Toten allein in einem Raum gewesen. So rannte er zur Tür, riss sie auf und wollte um Hilfe schreien – doch plötzlich hielt er inne.

Halt, stopp!, sagte er sich. *Wenn ich zusammen mit einem toten Weißen gefunden werde, noch dazu mit meinem Master, könnten sie mich wegen Mordes anklagen. Die Leute werden sicher annehmen, dass ich ihn umgebracht habe!*

Leise zog er die Tür wieder zu und ging zu Benjamin Bowdoin zurück. Der Mund des alten Mannes stand offen, und das Fleisch seines Gesichts hing in grauen Falten um seine Kieferknochen. Hamilton hielt die Kerze nahe an den Toten. Bowdoin war erst vor Kurzem gestorben; aber er sah schon völlig fremd aus, kaum wiederzuerkennen.

Hamilton schauderte es, und er zog sich zurück. Was sollte er jetzt tun? Eine Mischung aus Erleichterung und Angst durchwühlte sein Herz. Einerseits war er endlich von diesem alten Tyrannen erlöst, andererseits – was passiert, wenn sie ihn für den Tod verantwortlich machen? »Daheim konnte man schon wegen weit geringerer Dinge gelyncht werden«, murmelte er, »ich muss weg hier!«

Hamilton kam es nicht in den Sinn, dass ein Arzt schnell hätte feststellen können, dass



Bowdoin an einer natürlichen Ursache gestorben war – vielleicht an einem Herzversagen. Alles, was ihm einfiel, war die Angst, angeklagt zu werden. Er musste unbedingt weg von hier!

Der Junge sah sich Bowdoins Gepäck an. Der alte Mann besaß eine Menge wertvoller Dinge; aber wenn Hamilton davon nehmen würde, wäre seine Täterschaft nur noch wahrscheinlicher. Ein Ding allerdings stand auf einem Stuhl dicht bei Bowdoins Bett – eine kleine Tasche, die der alte Mann als Portemonnaie benutzte und die er immer bei sich trug.

Zögernd öffnete Hamilton die Ledertasche. Sie enthielt eine Reihe Münzen – einige waren aus Gold – und ein Bündel Papiergeld. Außerdem fand er noch einige andere Papiere und eine Pistole. Hamilton nahm die Pistole heraus und betrachtete sie beim Kerzenschein. Ihm kam ein Gedanke. Er hatte jetzt Geld, ein Mittel, um sich zu schützen, und die Chance, etwas daraus zu machen. *Warum sollte ich nicht fortlaufen?, dachte er. Niemand kennt mich, und mir kommt es so vor, als ob die Engländer schwarze Jungen auch dann nicht argwöhnisch betrachten, wenn sie draußen frei herumlaufen. Ich könnte ziemlich weit kommen.*

Dem Jungen war nicht klar: Wenn er sich die Geldtasche unter den Arm klemmte und mitnahm, war er zwar an Bowdoins Tod unschuldig, machte sich aber dadurch zum Dieb.

Hamilton wartete in dem Raum, bis alle Geräusche im Haus erstorben waren, es mochte nach Mitternacht sein. Als die letzten Gäste im Bett waren und auch das Personal heimgegangen war, nahm er

seinen kleinen Beutel mit seinen persönlichen Habseligkeiten zu sich. Dann überprüfte er, ob er auch sonst keine Spuren in dem Raum hinterlassen hatte, und blies die Kerze aus. Leise schlich er zur Tür hinaus. Der Flur war dunkel und leer, und die Treppenstufen knarrten unter seinem Gewicht. Dann hielt er kurz inne, um zu horchen, um dann weiterzugehen. Gleich vorne war die Tür.

Und dann war er wieder auf dem schmalen Weg zur Straße.

Zunächst wollte Hamilton so weit wie möglich von der Foxhall Inn fort. Und weil er sich in Liverpool nicht auskannte, lief er zum Hafen zurück.

Während er eilig die Straße hinablief, versuchte er sich klarzumachen, was er als Nächstes tun sollte. Die Engländer mochten vielleicht nicht auf fortgelaufene Sklaven achten, vielleicht gab es hier auch keine »Kopfgeldjäger« wie in den Kolonien. Das waren Leute, die sich ihr Geld damit verdienten, dass sie fliehende Sklaven einfingen und für Lohn wieder zurückbrachten. Aber wie konnte man das sicher wissen?

Hamilton dachte an seine Mutter und an seine Schwester auf Bowdoins Plantage gleich hinter Charles Town. Er musste nach Hause! Doch während er weiterging, dämmerte ihm allmählich, dass er niemals heimkehren durfte. Falls er sich in South Carolina blicken ließ, würde er gefangen genommen und sofort in die Sklaverei zurückgeschickt. Ja, eigentlich, falls man dort von Bowdoins Tod erfuhr – nein, sobald das bekannt würde –, würde man ihn sicher lynchen.

Angst und Kummer schnürten ihm den Magen zu. Aber wie könnte er in England überleben? Er kannte hier gar nichts. Niemanden kannte er, keinem konnte er vertrauen, nicht einmal der Köchin in der Foxhall Inn. Sie schien ja ganz nett zu sein; aber hieß das auch, sie würde ihn beschützen, wenn sie erfuhr, dass er ein entlaufener Sklave war?

Sein Schritt wurde langsamer und sein Herz immer trauriger.

Er war weit von zu Hause fort. Nein! South Carolina war nicht seine Heimat. Hätte nicht dieser weiße Kapitän seine Mutter und seinen Vater aus der wirklichen Heimat verschleppt, wären sie nie die Sklaven des alten Bowdoin geworden, und er wäre auch nie in diesen Schlamassel geraten. *Ich würde dann in einem afrikanischen Dorf wohnen und mich jetzt vielleicht für die erste Jagd fertig machen, oder ich würde mich als zukünftiger Krieger üben oder auf einen Baum steigen und den wilden Bienen den Honig wegnehmen*, überlegte er. Dabei schüttelte er sich bei dem Gedanken, wie die Bienen ihn wohl gestochen hätten. Doch spielte ein Lächeln um seine Lippen, während er sich all die Geschichten ins Gedächtnis rief, die seine Mutter ihm vom afrikanischen Dorfleben erzählt hatte.

Aber solch ein Leben wird es für mich niemals geben, dachte er bitter. Und wieder spürte er den Zorn, der in ihm aufstieg, als er an die Fußfesseln dachte, die von den Balken der *Hawthorne* herabhingen. Irgendjemand wird eines Tages dafür büßen müssen.

Endlich brachten ihn seine schleppenden Schritte zum Wasser, und weil schon die ersten Strahlen

des Morgenlichts den Hafen zu erhellen begannen, betrachtete Hamilton genau all die Schiffe, die dort gemächlich in der leichten Dünung schaukelten. Aus einer Bemerkung von Mr. Bowdoin hatte er herausgehört, dass Liverpool der Heimathafen der Schifffahrtsgesellschaften war, die den Sklavenmarkt über den Atlantik finanzierten. Amerikanische Güter wurden importiert und englische Waren exportiert. Die Gesellschaften machten sich nur selten die Hände schmutzig mit der dritten Seite dieses blutigen Dreiecks, mit der menschlichen Fracht.

Ich möchte wohl wissen, ob die African noch in Dienst ist, dachte er. Vor dreiundzwanzig Jahren, als seine Mutter mit ihr verschleppt wurde, war es ein neues Schiff. Es konnte gut sein, dass es noch in Gebrauch war – falls es nicht in einem Sturm untergegangen oder von rebellierenden Sklaven verbrannt wurde, denen es gelang, ihre Peiniger zu überwältigen. Hamilton hatte von solchen Ereignissen gehört. Er ging an jeder Pier bis ganz ans Ende, um die dort vertäuten Schiffe zu inspizieren und die Namen der Schiffe zu lesen, die draußen im Hafen vor Anker lagen. Aber keins trug den Namen *African*.

Lebte wohl der Kapitän der *African* noch? Seine Mutter hatte ihm gesagt, Kapitän Newton sei ein junger, noch nicht dreißig Jahre alter, sehr grober Mensch gewesen. Doch das ist viele Jahre her. Es konnte gut sein, dass er jetzt nicht mehr zur See fahren konnte. Aber Hamilton hätte doch gern gewusst, wie ein Mensch aussieht, der es fertigbringt, Hunderte von Männern, Frauen und Kindern im Laderaum einzupferchen, während er auf dem Deck frei

umherging. *Wenn ich den Kerl jemals zu sehen bekomme, bringe ich ihn um!*, dachte Hamilton.

Und dann schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf: *Vielleicht wohnte Kapitän Newton hier direkt in Liverpool!*

Dicht bei einem Schuppen sah Hamilton zwei sehr dreckige Matrosen, die auf einem Haufen Schiffstau schliefen. Sie hatten nichts als einen Fetzen Segeltuch zum Zudecken, um den Tau abzuhalten. Dann bemerkte Hamilton eine leere Rumflasche auf dem Boden neben den beiden. Und er dachte: *Mit zwei Betrunkenen kann man sicher gefahrloser reden als mit anderen Leuten.*

»He – he, wacht auf!«, sagte er. »Wacht auf!« Er zog die Segeltuch-Decke weg und trat gegen ihre Stiefel.

»Hä? – Nein, nein Kamerad. Wirb mich nicht wieder für ein Schiff an! Ich hab so schrecklichen Skorbut. Siehst du meinen Gaumen?« Und ohne die Augen zu öffnen, zog der Seebär die Lippen zurück, um seinen zahnlosen Mund mit dem blutigen Gaumen zu zeigen.

»Halt's Maul, Jack«, antwortete der andere und setzte sich auf. Er öffnete ein wenig seine trüben Augen. »Das ist kein Agent, der Leute anwirbt«, sagte er und schielte zu Hamilton hinauf. »Aber warum belästigst du uns, Junge?«

Hamilton war auf der Hut und bereit, sofort fortzulaufen; aber die beiden machten keine Anstalten, ihn zu greifen, so räusperte er sich und nahm sich zusammen: »Ich ... ich halte Ausschau nach Kapitän Newton. Wisst ihr, wo der wohnt?«



»Nie von gehört«, murmelte der Seemann, der nun saß.

»Er hat sonst die *African* befehligt, ein Sklavenschiff, das von Liverpool aus fuhr.«

»Ja ja, ich segelte fünfmal nach Afrika«, sagte der zahnlose Matrose.

»Darum geht's doch gar nicht«, sagte der andere, und als er seinen Hut gefunden hatte, zog er ihn sich über die Augen. »Er will nicht wissen, wo du gewesen bist. Er sucht einen Kapitän Newton. Hast du den Namen schon mal gehört?«

»Nee, nicht dass ich wüsste«, antwortete der Zahnlose und setzte sich ebenfalls auf. »Aber wenn du willst, dass ich mich nach ihm umhöre, würde ich das gern tun für eine kleine Bezahlung, eine ganz klein winzige Bezahlung ... im Voraus natürlich.« Seine Augen fielen zu, und die letzten Worte murmelte er schon im Schlaf.

»Nee, besten Dank«, sagte Hamilton und schlenderte am Hafen entlang. Die zwei wussten überhaupt nichts; aber die Unterhaltung hatte ihm Mut gemacht. Bis dahin hatte er gemeint, dass jeder, der ihn sah, sofort den Flüchtling in ihm erblickte. Ihm war, als trüge er ein großes Schild vor sich her: »Entlaufen!« Aber die beiden Seeleute hatten nichts bemerkt.

Hamilton sprach mehrere andere Leute an, die sich am Dock herumtrieben; doch niemand erinnerte sich an den Namen John Newton. Er war schon drauf und dran, seine dumme Idee aufzugeben, als er einen verwitterten alten Seemann sah, der seine Netze flickte und dabei eine Pfeife rauchte, die er ver-

kehrt herum mit den Zähnen festhielt. Dem machte es sicher nichts aus, wenn man ihn ansprach.

»Entschuldigen Sie, Herr, darf ich Sie einen Augenblick stören?

Der Seemann sah Hamilton von oben bis unten an, dann stieß er eine Rauchwolke aus, die ihm in die Augen stieg. »Du suchst Arbeit, mein Junge? Ich brauche einen Schiffsjungen auf meinem Fischerboot, und du siehst aus, als taugtest du dazu.«

Eine Arbeit? Fischen? Das war eine Versuchung für Hamilton; aber er musste weiter fort von der Foxhall Inn und von Benjamin T. Bowdoins Leiche.

»Nein, Sir. Ich möchte nur eine Information.«

»Na gut, ich weiß nicht viel; aber schieß ruhig los!«

»Ich suche Kapitän John Newton. Haben Sie mal von dem gehört?«

»Kapitän Newton, sagst du? Klar hab ich von dem gehört. Er war der Erste, unter dem ich gesegelt bin.« Der Mann stand auf und blickte weithin über die Bucht, als schaute er in die ferne Vergangenheit. »Ich habe den Äquator mit ihm zum ersten Mal überquert im Jahr '52 – und ich hatte Glück. Gewöhnlich behandelt die Besatzung einen Neuling ganz schrecklich bei der ›Äquatortaufe‹. Ich habe von einigen dieser Ärmsten gehört, dass sie bei der Prozedur ums Leben gekommen sind. Aber Kapitän Newton erlaubte solche rauen Späße nicht.«

»Entschuldigen Sie, Herr. Sagten Sie, das war 1752? Und Sie fuhren auf der *African*?«

»Auf keiner anderen! Und das war auch ein ganz prächtiges Schiff, ein ›Guineaman‹, wie wir sagen.

Es war ihre erste Fahrt, daher hatten wir nicht viel zu kratzen und zu putzen, wenn du verstehst, was ich meine.«

Hamiltons Hirn raste. Dieser Mann war auf demselben Schiff gefahren, das seine Mutter fortgebracht hatte.

»Was hast du, Junge? Du siehst wie ein Gespenst aus.«

»Waren Sklaven an Bord?«

»Natürlich! Darum war ja die *African* ein ›Guineaman‹, ein Sklavenschiff. Aber trotzdem, was ist denn mit dir los?«

Hamilton spürte die Pistole in Bowdoins Tasche. Ihr glatter Griff war durch das weiche Leder zu spüren. Er konnte sie herausziehen und – aber nein. Er wollte Informationen, und dieser Mann war eine erstklassige Adresse.

»Ach, tut mir leid, Herr. Hab's nicht so gemeint ... na, was ich meine, ist dies: Wissen Sie, wo John Newton jetzt wohnt? Ist er hier in Liverpool zu finden?«

»Das könnte ich nicht sagen. Ich war jahrelang mit Kapitän Cook unten in der Südsee. Erst letzten Frühling kam ich zurück, um mir ein kleines Fischerboot zu kaufen. Ich meinte, es wäre Zeit, mich irgendwo niederzulassen.«

»Aber haben Sie von Newton in der Zwischenzeit nichts mehr gehört?«

»Na ... doch.« Der Mann kratzte seinen Stoppelbart am Kinn. »Ich hörte, dass er die Seefahrt ganz aufgegeben hat und hier ein Zollinspektor geworden ist. Aber das ist auch schon Jahre her.«

»Ein Zollinspektor? Was ist das?«

»Nun, der nimmt sein kleines Schiff und fährt allen einlaufenden Seglern entgegen, bevor sie die Erlaubnis erhalten, ihre Ladung zu löschen. Er kommt bei Ebbe zu ihnen, untersucht die Ladung und setzt die Zollgebühren fest.«

»Macht John Newton das immer noch?« Hamiltons Stimme wurde ganz laut vor Erregung.

»Nein, nein, die Regierung hat jetzt jemand anderen, der es macht. Aber ich weiß nicht einmal, wie der heißt. Du könntest ja dort drüben zum Amt gehen und nachfragen.«

Der Mann zeigte auf das Verwaltungsamt in einer der nahe gelegenen Straßen. Hamilton dankte dem alten Mann und hatte es eilig, von den Docks fortzukommen.

Als er fast dort war, kamen ihm Bedenken. War es klug für einen entlaufenen Sklaven, zu einem Regierungsamt zu gehen und Fragen zu stellen – und das ausgerechnet jetzt, wo er doch gestern Abend seinen Master verlassen hatte, der tot in seinem Bett lag?

Der Kapitän der African

Das Amt der Regierung war ein neu aussehendes Backsteingebäude mit weißen Säulen. Von Weitem schon sah Hamilton Menschen ein und aus gehen, die sehr bedeutend aussahen. Viele trugen weiße Perücken und Dreispitze. Ein Marineoffizier mit goldenen Biesen an seiner Uniform und einem langen Säbel an seiner Seite trat ein.

Hamilton hielt sich zurück. Er würde sicher mitten unter solch hochrangigen Leuten Misstrauen erwecken. Doch dann trat ein gewöhnlicher Mensch – sicher ein Fischer – ein. Wenn ein Fischer geschäftlich mit den Vertretern des Königs zu verhandeln hatte, warum dann er nicht? Er musste sich nur einige Entschuldigungen überlegen. Dann kam ihm der Gedanke: *Du bist ein Sklave gewesen, da brauchst du nur weiter so zu tun, als kämst du als irgendjemandes Diener.*

So schlug er die Augen nieder, damit er nicht für anmaßend gehalten wurde, und ging durch die Tür,

jedoch so, als hätte er etwas Wichtiges zu erledigen. Drinnen stieß Hamilton auf einen Beamten hinter einem blank polierten Schreibtisch. Der Mann hatte seine Haare zu einem so strammen Knoten zusammengebunden, dass seine Augen nur noch schmale Schlitze waren. Und seine blassen Lippen bildeten



einen genauso dünnen Strich. Hamilton räusperte sich und sagte in seinem besten Englisch: »Entschuldigen Sie bitte, mein Herr, aber ich habe eine wichtige Botschaft für Kapitän John Newton. Würden Sie mir sagen, wo ich ihn finden kann?«

»John Newton? Kenn ich nicht«, sagte der Beamte mit schnarrender Stimme, ohne Hamilton anzublicken.

»Aber er ist der Zollinspektor.«

»Nicht aus Liverpool.« Der Mann blickte auf und sah Hamilton finster an.

Fast verlor Hamilton seinen Mut. Hatte dieser Mann ihn auf der Stelle als entlaufenen Sklaven erkannt, der seinen Master tot in der Foxhall Inn zurückgelassen hat? War das Gerücht schon bis hier vorgedrungen? Aber der Mensch tat nichts weiter, als finster dreinzuschauen, so fand Hamilton seine Stimme wieder. »Mein Master sagt, dass als er das letzte Mal in England war, Kapitän Newton Zollinspektor war.«

»Meinetwegen, jetzt aber nicht mehr.« Der Mann kniff wieder die Lippen zusammen und wandte sich einem älteren Mann zu, der an einem anderen Schreibtisch des Büros saß. »Mr. Weibolt, hatten wir jemals einen Kapitän Newton als Zollinspektor?«

»Das war vor acht Jahren«, sagte der Angesprochene.

Der Mensch mit den zusammengekniffenen Lippen vor Hamilton zog die Schultern hoch und ging wieder seiner Arbeit nach.

Hamilton wandte sich an den älteren Mann. »Könnten Sie mir sagen, wie ich ihn finde?«

»Hmm ... Ich glaube, er ist nach Olney gezogen. Hab gehört, er soll dort Pastor geworden sein – das hätte auch niemand verwundert«, meinte er verächtlich. »Hier hat er auch schon dauernd rumgepredigt.«

Olney! Jetzt wusste er den Ort! Hamilton wollte noch wissen, wo das liegt; aber beide Männer hatten sich abgewandt und beachteten ihn nicht mehr. Schließlich hatte er den Eindruck, er dürfte nicht zu aufdringlich werden. Irgendwo würde er schon erfahren, wie er nach Olney kommen konnte.

Einige Fragen, die er Vorübergehenden stellte, halfen ihm weiter. Olney lag an der anderen Seite von England, wohl hundert Meilen von Liverpool entfernt.

Hamilton war ganz verzagt. Solch lange Reise war schier unmöglich. Noch nie in seinem ganzen Leben war er irgendwohin gereist! Doch als er ziellos durch die Straßen lief, fiel ihm wieder der alte Fischer ein, der unter Newton Matrose gewesen war. Das Erlebnis, tatsächlich mit jemandem gesprochen zu haben, der mithalf, seine Mutter über den Ozean zu verschleppen, brannte wie Feuer in ihm und erregte das eigenartige Verlangen, den zu sehen, der dafür verantwortlich war.

Kapitän Newton lebte hier in England und hat ungestraft so etwas Schreckliches verbrochen! Jetzt war er auch noch Pastor geworden! Was für ein Heuchler! Das sollte er büßen!

Hamilton spürte die Tasche auf seiner Schulter. Darin war Geld – bei Weitem genug, um eine Kutsche nach Olney zu mieten. Warum nicht? Was sollte

er anderes tun? Wohin sonst hätte er gehen können? Außerdem war Olney schön weit weg von der Foxhall Inn.

Inzwischen hatte er das Durchfragen schon gut gelernt, und bald fand er eine Kutschverbindung nach Olney. Um vertrauenswürdig zu erscheinen, bezahlte er die Fahrt im Voraus.

»Hoffentlich weißt du, dass ich nicht bis Olney fahre«, sagte der Kutscher, »nur bis Lincoln. Wie du nach Olney kommst, ist deine Sache.«

»Was heißt das?«

»Na, zu Fuß, oder du musst dir ein Pferd leihen.«

»Wie weit?«

»Och, ne gute Strecke – ungefähr 40 Kilometer denke ich; aber anders kommst du nicht hin.«

Nachdem er in Lincoln die Kutsche verlassen hatte, machte sich Hamilton auf den Weg nach Olney; aber als es dunkel wurde, war er noch weit von seinem Ziel entfernt. Eine alte Scheune mit frischem Heu kam dem Jungen passender und vor allem sicherer vor als ein Dorfgasthof. Im Morgengrauen war er schon wieder unterwegs, ausgeruht zwar, aber hungrig.

Lange bevor er Olney erreichte, sah Hamilton den Turm der dortigen Kirche. Das Pfarrhaus – dort, wo der Pastor wohnte – stand neben der Kirche. Einige gewaltige Büsche füllten den Vorgarten aus und verdeckten das Haus, sodass man es von der Straße aus nicht sehen konnte. Doch als Hamilton die Auffahrt betrat, konnte er ein großes, zweigeschossiges

Gebäude sehen, dessen Dachgauben Licht in die Dachbodenräume ließen.

Hamilton ging an dem Pastorenhaus vorüber, wobei er es beobachtete, ohne besonderes Interesse zu verraten. Dann ging er weiter, die stille, mit Bäumen gesäumte Straße entlang. Er kam an weiteren großen Häusern vorbei, schließlich überquerte er die Straße und lief an der anderen Seite zurück. Als er in Höhe der Kirche war, kam ein Mann heraus, der ins Pastorenhaus ging.

Das kann nicht Newton sein, dachte Hamilton. Der Mensch war klein und ziemlich unscheinbar. *Der sieht nicht wie ein Kapitän aus. Vielleicht ist er ein Diener oder sonst was.* Der Gedanke gefiel dem Jungen nicht. Wenn Newton nicht allein war, wie sollte er dann Rache nehmen können?

Hamilton ging an dem Pastorenhaus vorüber und sah diesmal genauer hin. Efeu wuchs auf den Mauern und um die großen Fenster. Das gab dem Gebäude einen altertümlichen Anblick. Durch ein Fenster konnte Hamilton sehen, dass ein Mann umherging. Er sah aus dem Fenster, und Hamilton ging weiter die Straße entlang, um keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Wohl eine Stunde lief er in der Stadt umher, um sich die Zeit zu vertreiben, dann kehrte er zum Pastorenhaus zurück.

Diesmal sah er den Mann, der aus der Kirche gekommen war, wie er am Fenster saß und las. *Vielleicht ist es doch Newton*, dachte Hamilton und verbarg sich hinter den Büschen, während er sich dem alten Haus näherte. *Jetzt oder nie!*



Hamilton griff in die Tasche und nahm die Pistole heraus. Nun wollte er es wissen. Wenn ihm ein Diener den Weg versperren wollte, würde er mit der Pistole den Einlass erzwingen. Falls es Newton selbst war – gut, er würde jeweils entscheiden, was er dann zu tun hätte.

Er trat auf die Tür zu und betätigte sanft den Klopfen.

Nichts geschah.

Jetzt klopfte er stärker und hörte Geräusche von innen. Jemand kam. Er hielt die Pistole fest an die Brust gedrückt und verbarg sie hinter der Tasche.

Die Tür öffnete sich. »Nun, kann ich etwas für dich tun?« Es war der Mann, den Hamilton von der Kirche herkommen gesehen hatte. Er trug ein schwarzes Gewand über einem zerknitterten weißen Hemd.

»Wohnt John Newton hier?«, fragte Hamilton vorsichtig.

»Das bin ich.«

»Sie sind John Newton?«

»Ja. Was kann ich für dich tun?«

Hamilton war verwirrt. Das konnte nicht die richtige Person sein. Seine Gesichtshaut war blass und nicht sonnengebräunt und derb wie bei jemandem, der lange zur See gefahren war. Kleine Tränensäcke hingen unter seinen Augen, und sein graues Haar war schütter geworden. Der sah nicht danach aus, eine ganze Mannschaft wilder Seeleute kommandieren zu können.

Aber der Mann in dem königlichen Amt in Liverpool hatte gesagt, der Kapitän wäre als Pastor nach Olney

gezogen, sagte Hamilton zu sich selbst. Dann überlegte er: Klar, der Mann in dem Amt hatte gesagt, ein Zollinspektor namens Newton war nach Olney gezogen. Aber vielleicht gab es zwei Leute, die so hießen. Hamilton hatte noch nicht nach einem Kapitän eines Sklavenschiffes gefragt. Da konnte er nichts anderes tun als zu fragen. Schließlich schrie er los: »Sind ... sind Sie der Kapitän des Sklavenschiffes *African*?«

»Ja, gewiss«, sagte der Mann mit sanfter Stimme. »Aber das ist viele Jahre her. Warum fragst du danach?«

Hamilton stand und brachte kein Wort heraus. Das war er! Dies war der Mann, der seine Mutter in dem dreckigen Laderaum eines Sklavenschiffes in die Sklaverei gebracht hatte. Dieser Mann war schuld an der jahrelangen Quälerei und dem Leid, das über seine Familie gekommen war. Dieser Mensch war für das unsagbare Leid vieler Hundert Afrikaner verantwortlich.

Er ließ die Tasche vor der Pistole fallen und richtete die Waffe auf das Gesicht des Mannes. »Sie ... Sie!!«, dabei überschlug sich seine Stimme vor Wut, »Sie haben meine Mutter in dem Laderaum Ihres elenden Schiffes gefesselt, und ... und –«

Die Worte blieben in seiner Kehle stecken. Und indem er ins Haus stürmte, trat er gegen die Tür, sodass sie hinter ihm ins Schloss fiel.

Gespräch mit vorgehaltener Pistole

Die Eingangshalle des Pastorenhauses war sehr groß. Sie war mit dunklem Holz getäfelt, und der Boden war mit schwarzen und weißen Marmorplatten belegt.

»Ist sonst noch jemand im Haus?«, wollte Hamilton wissen, während er die Treppe hinauf sah und den Flur, der zum Hinterhaus führte, hinabblickte. Sein Herz schlug wild.

»Nein, nur ich.« Newton erhob beide Arme, womit er seine Aufrichtigkeit ausdrücken wollte. In der einen Hand hielt er immer noch das Buch, in dem er gerade gelesen hatte. Um die Stelle wiederzufinden, hatte er einen Finger zwischen die Seiten geklemmt.

Hamilton drehte den Hals, um in die Nebenräume blicken zu können. Links war eine Bibliothek. Im Kamin glühten Holzkohlen. »Sind Sie nicht verheiratet? Und haben Sie keine Diener?«, fragte er barsch.

Der Mann blickte ihn verwundert an. »Ich bin verheiratet; aber meine Frau ist in London und wird vor nächstem Sonntag nicht zurück sein. Was möchtest

du denn von mir?«

Als Hamilton nicht sofort antwortete, fügte

Newton noch hinzu: »Wir

haben keine Dienerschaft.«

»Sie wollen mir sagen, Sie versorgen



dies alles selbst?«, fragte Hamilton spöttisch. Die Waffe gab ihm Mut. Noch nie im Leben hatte er mit einem Weißen in dieser Weise geredet. »Ich habe noch nie einen Weißen gesehen, der so viel Arbeit tut.«

Immer noch mit erhobenen Händen zuckte Newton mit den Schultern. »Zweimal die Woche kommt eine Frau – sie gehört zur Gemeinde und möchte ein wenig verdienen, um ihre Kinder ernähren zu können. Und wir sind auf diese Hilfe angewiesen, weil wir oft viele Gäste haben und am Mittwochabend hier auch Unterricht stattfindet.«

»Da rein mit Ihnen!«, fauchte Hamilton und wies mit seiner Pistole ins Studierzimmer. »Aber nicht zu nah ans Fenster. Ich will nicht, dass jemand hereinschaut und Sie sieht!«

»Ich habe kein Geld, wenn du dahinter her bist – wenigstens nicht hier zu Hause, und auf der Bank auch nur sehr wenig.«

»Ich will Ihr Geld nicht.« Nervös rannte Hamilton immer wieder aus dem Studierzimmer und blickte zur Treppe und in die anderen Räume hinein. Er konnte nicht glauben, dass Newton allein war.

Der Pastor beobachtete interessiert, wie nervös der Junge bei dem allen war. »Ja, wenn du nicht hinter Geld her bist, was bringt dich dann hierher?«, fragte er, zog den Lehnstuhl näher an das Kaminfeuer und setzte sich.

»Ihretwegen bin ich hier!«

»Meinetwegen?« Newton zog die Augenbrauen hoch.

»Ja, Ihretwegen. Sie sagten doch, dass Sie der Kapitän der *African* waren, oder?« Hamilton blickte

umher und bemerkte einen großen Globus in einem Ständer auf dem Fußboden und einen Sextanten und ein blank geputztes Fernrohr auf dem Kaminsims. Über dem Kamin hing das Gemälde eines Dreimasters. Tatsächlich, das Studierzimmer sah aus, als gehörte es jemandem, der etwas mit der Seefahrt zu tun hatte.

Newton sah sich den Jungen an. »Ja, ja, ich war der Kapitän der *African*, und das Bild zeigt eben dieses Schiff.«

»Das Sklavenschiff?« Hamilton trat näher heran und starrte es an.

»Du verstehst etwas von Schiffen, junger Mann?«, fragte Newton. Dabei veränderte sich der Klang seiner Stimme ein wenig, weil er begriff, dass Hamilton anscheinend persönlich betroffen war.

Hamilton wirbelte herum, richtete die Pistole auf den alten Kapitän und ließ auch das höfliche »Sitzen«. »Du hast meine Mutter auf diesem Schiff in die Sklaverei gebracht!«, keuchte er. »Ich werde dich umbringen für all das, was du meiner Mutter – ... und meinem ganzen Volk angetan hast.«

Newton bewegte sich nicht, sondern sah nur den rasenden Jungen an, der ihm die Pistole auf die Brust hielt. Schließlich wandte er den Kopf ein wenig zur Seite und sagte ergeben: »Nun, sehr überrascht bin ich nicht. Der Herr weiß, dass ich das verdient habe.«

»Was soll das denn heißen?«, höhnte Hamilton. Irgendwie verwirrte ihn dieser Mann, der nicht so ängstlich reagierte, wie Hamilton es vermutet hatte.

Newton legte beide Hände vor sein Gesicht und



knetete seine Stirn mit den Fingerspitzen. Ganz leise sagte er: »Die Bibel sagt: ›Der Lohn der Sünde ist der Tod, die Gnadengabe Gottes aber ewiges Leben durch Jesus Christus, unseren Herrn.«

Hamilton trat nervös ans Fenster und blickte nach draußen. Zufrieden, dass niemand kam, fuchtelte er mit der Pistole vor dem alten Kapitän herum und lachte höhnisch: »Der Lohn der Sünde ist der Tod, hä? Den hast du elende Kröte wirklich verdient ... Und ich will ihn dir gern auszahlen.« Dann knurrte er misstrauisch: »Und was soll das Gerede vom ›ewigen Leben?«

Newton hob den Kopf und legte seine Hände auf die Sessellehnen. »Na, du verstehst sicher mehr als die meisten hier in England, dass meine Sünden mehr als den Tod verdienen – sie verdienen die ewige Verdammnis.«

»Was ist das denn schon wieder?«

»Das bedeutet die Hölle, mein Junge. Es bedeutet, dass ich verdiene, in der Hölle zu brennen ...«

»Da haste vollkommen recht!«

»Ja, ja, ganz gewiss«, stimmte ihm Newton zu, »aber ich habe Gott meine Sünden bekannt – zumindest so viele ich wusste –, und Gott hat mir alles vergeben und erließ mir die ewige Strafe, die ich so reichlich verdient habe.«

»Du denkst wohl, du kannst so billig davonkommen, was? Ich weiß nichts von dem, was nach dem Leben kommt; aber du hast hier und jetzt den Tod reichlich verdient. Gott kann dir vergeben, so viel er Spaß hat; aber das betrifft mich überhaupt nicht. Was sagste nun?«

Hamilton bebte vor Zorn am ganzen Leibe. Er wollte sehen, dass der Mann zu winseln anfing und vor Angst bebte. Er wollte ihn um Gnade betteln hören.

Stattdessen hob Newton die Schultern. »Was bedeutet das Sterben für mich? Nicht viel. Die Bibel sagt: ›Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht.‹ So weiß ich, dass ich einmal sterben werde; aber ich bin froh, dass ich an dem großen Gerichtstag nicht zu dem zweiten Tod verurteilt werde. Und wann das geschieht – ich möchte dich ja nicht enttäuschen, mein Junge –, das hast nicht du zu entscheiden. Es geschieht nur, wenn Gott es erlaubt. Mein Leben ist in *seiner* Hand.«

»Das werden wir ja sehen«, fauchte Hamilton. Immerhin hatte er die Waffe, oder? Er starrte dem Kapitän in die Augen. Newton hatte gesagt, er habe die Todesstrafe verdient – konnte das wahr sein? An irgendetwas starb schließlich jeder, an Krankheiten, durch einen Unfall oder weil er alt geworden war. Wenn Hamilton dadurch Genugtuung erhalten sollte, den alten Seebären umzubringen, musste der Kerl begreifen, welche schreckliche Dinge er getan hatte. Ob er das überhaupt wusste?

Hamilton wollte diesem Menschen seine abscheulichen Taten richtig unter die Nase reiben, die er jetzt so adrett unter dem Pastorengewand versteckte. »So, du meinst, den Tod zu verdienen«, spottete der Junge. »Dann erzähl mal, wieso. Ich will das aus deinem Mund hören. So setze ich mich hier auf diesen Stuhl, dann kannst du loslegen.«

Hamilton ließ sich auf den Sessel fallen, wäh-

rend er die Pistole unentwegt auf Newton gerichtet hielt.

»Das ist nicht schwer zu beantworten«, sagte Newton. »Das kommt von all dem Bösen, was ich in meinem früheren Leben getan habe.«

»Ja, ja, ja – aber was war das denn?« Hamilton wollte, dass er jede Scheußlichkeit bis in alle Einzelheiten vor ihm auspackte.

Wieder hob Newton die Schultern. »Nun, offensichtlich weißt du, dass ich Sklavenhändler war – darum bist du hier. Das war wirklich furchtbar böse ... beinahe das Schlimmste, was ich gemacht habe.«

»Beinahe? Beinahe, sagst du? Was könnte noch schlimmer sein?«

»Das zu erzählen, würde zu lange dauern.«

»Nein, erzähle! Ich will es wissen«, sagte Hamilton eigensinnig. »Was könnte schlimmer sein, als Leute aus ihren Familien und aus ihrer Heimat zu reißen und sie unten im Laderaum anzuketten, wo sie entweder elendig verreckten oder in die Sklaverei gebracht wurden, in der sie lebenslang bleiben mussten. Du hast ja keine Ahnung davon, was meine Familie durchgemacht hat! Oder was allein ich durchgemacht habe!« Er schrie es beinahe heraus.

»Nein, ich bin mir sicher, das nicht ganz zu verstehen.« Newton wandte den Kopf und schaute ins Feuer, als blicke er weit über das Meer. Schließlich führte er wie in ferne Gedanken versunken hinzu: »Weißt du, dass ich selbst Sklave gewesen bin – und fast als solcher umgekommen wäre?« Er schüttelte den Kopf und sah Hamilton wieder an. »Aber

du wirst recht haben: Ich weiß sicher nicht, wie viel Schmerz ich dir zugefügt habe. Und doch – da gab es noch etwas Schlimmeres in meinem Leben, und das begann, als ich so alt war wie du jetzt.«

Hamilton starrte ihn erstaunt an. Newton – ein Sklave? Es war schon schwer genug, sich diesen kleinen Mann mit seiner sanften Stimme, dem weichen Gesicht und in der adretten Kleidung als gemeinen Sklavenhändler vorzustellen. Doch dieser Mann gab zu, Hamiltons eigene Mutter in Ketten gelegt zu haben.

Und was konnte schlimmer als Sklavenhandel sein? Hamilton hatte die Schrecken der Sklaverei kennengelernt – diese teuflischen Auspeitschungen, die schwere Arbeit, die zerrissenen Familien, wie auch seine eigene, als sein Vater starb. Daheim in Charles Town kannte er Sklaven, die nicht wussten, wo ihre eigenen Kinder waren, weil man sie irgendwohin verkauft hatte, oder die nicht wussten, woher ihre Großeltern kamen, weil man sie schon vor Generationen nach Amerika verschleppt hatte.

»Los, erzähl schon!«, forderte er. »Was hast du noch Schlimmeres getan als Sklavenhandel?«

Newton lächelte. »Wenn ich das soll, müsste ich dir mein ganzes Leben erzählen.«

Hamilton überlegte. Er wollte wissen, was dieser Mensch für schlimmer hielt, als mit Sklaven zu handeln. Mord vielleicht? Nein, Sklavenhandel ist schlimmer als Mord, weil der Schmerz und das Elend immer weitergehen. Nichts konnte schlimmer sein, als Menschen aus Gewinnsucht zu verkaufen.

»Du tätest gut daran, wenn du jetzt anfangen

würdest«, sagte Hamilton plötzlich und fuchtelte wieder mit der Waffe herum.

Newton sah ihn erstaunt an. »Möchtest du vielleicht eine Tasse Tee? Ich könnte den Kessel aufsetzen, wenn du willst.« Er zeigte auf den schwarzen Teekessel, der über dem Kamin hing.

Hamilton zögerte. Er war genauso hungrig wie durstig nach seiner langen Wanderung von Lincoln her. Aber sollte das vielleicht ein Trick sein? Ihn, Hamilton, wie einen Gast behandeln, der zum Teetrinken gekommen war? *Er will mich hinhalten*, dachte Hamilton. *Vielleicht rechnet er damit, dass jeden Augenblick einer aus seiner Gemeinde kommt, und nun will er mich so lange davon abbringen, Rache zu nehmen.*

»Nein. Keinen Tee. Fang endlich an zu erzählen.«

»Nun, setz dich. Du hast doch nichts dagegen, wenn ich eine Tasse trinke?« Bevor Hamilton Protest einlegen konnte, streckte Newton seinen Fuß aus und beförderte mit seiner Fußspitze den Kessel über das Feuer. Dann begann er seine Geschichte ...

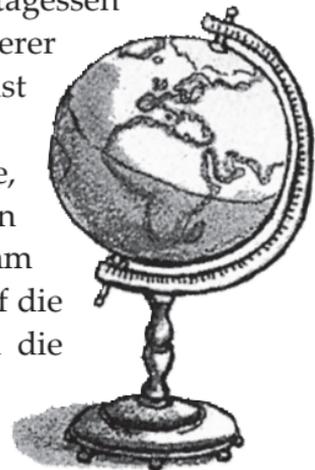
Als Junge auf See

Meine sanfte Mutter, die mir aus der Bibel erzählt hat, starb noch vor meinem siebten Geburtstag. Danach ging es mir ziemlich schlecht. Vor meinem rauhen Vater fürchtete ich mich. Er hatte keine Vorstellung davon, wie man Kinder behandelt.

Etwas Hoffnung schöpfte ich, als mein Vater sich wieder verlobte. Zunächst schien die Frau sich für mich zu interessieren; aber sobald sie verheiratet waren, wurde ich auf eine Internatsschule geschickt. Der Unterricht begann um sechs Uhr morgens und dauerte bis zum Nachmittag, nur mit einer halben Stunde Pause für das Frühstück. Am Nachmittag mussten wir drei bis vier Stunden arbeiten.

Sowohl die Lehrer als auch die älteren Schüler waren sehr grausam. Ich erinnere mich noch, als man mir das erste Mal ins Gesicht schlug. Wir standen in einer Reihe, um unser Mittagessen zu bekommen, da kam ein älterer Schüler zu mir und sagte: ›Dies ist mein Platz!‹

Ich schaute weg und versuchte, nicht zu reagieren. Doch er stieß an meine Schulter. Als ich mich zu ihm umdrehte, schlug er mir direkt auf die Nase. Dadurch wurde ich gegen die Wand geschleudert. Alles tat so schrecklich weh. Mir strömte das



Blut über das Gesicht, und ich dachte, ich müsste sterben.

Der Direktor, der alles gesehen hatte, kam den Flur entlang und ging vorüber, als sei nichts geschehen. Alle anderen lachten.

Während der ganzen zwei Jahre, die ich auf dem Internat war, fand ich keine Freunde und wurde immer scheuer – und wütender.

Als ich elf war, nahm mich mein Vater das erste Mal mit auf See. Ich beglückwünschte mich, dass ich der schrecklichen Schule entronnen war, und freute mich darauf, meinen Vater besser kennenzulernen, so rau er auch war. Aber wenn er nicht damit beschäftigt war, den Matrosen laut brüllend Befehle zuzurufen oder das Schiff zu überwachen, verbrachte er seine gesamte Freizeit damit, meiner Stiefmutter Briefe zu schreiben, die gerade ein Baby bekommen hatte. Bald merkte ich, dass er viel mehr um das Baby als um mich besorgt war.

Wenn mein Vater einmal mit mir sprach, zeigte er nur, dass er meine Verträumtheit und mein Interesse an Büchern nicht ausstehen konnte.

Mit zwölf Jahren geschah allerdings etwas, was mich aus meiner miesen Stimmung aufrüttelte ... wenigstens für kurze Zeit. Zwischen den Fahrten mit meinem Vater machte ich mit meinem Freund einen Ausritt. Dabei scheuchten wir ein Rebhuhn auf, das im Gras neben dem Reitweg gesessen hatte. Der Vogel flog mit einem solchen Flügelgeknatter auf, dass mein Pferd sich aufbäumte und mich abwarf. Ich landete mit einem solchen dumpfen Schlag auf meinem Rücken, dass mir die Luft wegblieb.

Als ich aber noch nach Atem rang, sah ich zu meinem Schrecken, dass ich mit knapper Not dem sicheren Tod entkommen war. Vom Pferd zu fallen, bedeutete keine wirkliche Gefahr; aber jemand hatte entlang des Weges das Gebüsch weggehackt. Die zähen, dünnen Stümpfe der kleinen Bäume bildeten scharfe Spieße, jeder wohl so vierzig Zentimeter lang. Wäre ich auf sie gefallen, hätten sie mich glatt durchbohrt.

›Da bist du noch mal gut davongekommen‹, lachte mein Freund, bevor er losjagte, um mein durchgegangenes Pferd einzufangen. Aber dass ich so knapp davongekommen war, bedeutete mir mehr. Mir wurde klar: Aus irgendeinem Grund war ich bewahrt worden. An diesem Abend dachte ich, in meinem Bett liegend, seit Jahren zum ersten Mal wieder an Gott und an all das, was meine Mutter mir als Kind beigebracht hatte. Mir war sehr deutlich bewusst: Bei diesem Unfall hatte ich nicht ›Glück gehabt‹, sondern er sollte für mich ›eine zweite Chance‹ sein, mein Leben zu ändern.

Dort, im Dunkeln gelobte ich Besserung. Ich wollte wieder in der Bibel lesen, wie meine Mutter es mir gezeigt hatte, und ich wollte mit dem Fluchen aufhören, das ich genauso gut konnte wie die Matrosen.

Doch am Morgen schon hatte ich alle Versprechungen vergessen. Ich klappte die Bibel nicht einmal auf. Stattdessen fluchte ich wie meine Freunde, arbeitete so wenig wie möglich, und im Übrigen verplemperte ich mein Leben.

Das trieb ich die nächsten Jahre so weiter. Das

Leben machte mich nicht glücklich. Ich nahm nur alles so, wie es kam.

Eines Tages, kurz vor meinem fünfzehnten Geburtstag, wollte ich mit meinem besten Freund und drei weiteren Jungen einen Marinesoldaten besuchen. Sein Kriegsschiff ankerte in der Themsemündung. Wir hatten vor, uns ganz früh am Morgen zu treffen und die auslaufende Flut zu nutzen, um möglichst schnell mit einem Ruderboot das Schiff zu erreichen. Aber faul, wie ich war, schlief ich zu lange, und musste daher zum Ufer rennen.

Als ich ankam, war ich sehr ärgerlich, dass sie ohne mich losgefahren waren. Sie waren noch nicht weit, aber mitten im Strom und lachten und machten Späße und kasperten herum, als sie mich kommen sahen. Ich rief und fluchte wohl zwanzig Minuten lang; aber sie wollten nicht umkehren. ›Bis gleich, allerliebster John!‹, riefen sie zurück. ›Mach uns schon einen Pudding für unsere Heimkehr!‹

Wütend stampfte ich am Ufer hin und her und rief ihnen alle Schimpfnamen zu, die ich wusste. Hätte ich schwimmen können, wäre ich ins Wasser gesprungen, um sie zu verfolgen.

Aber während ich noch hinsah, standen zwei Jungen im Boot auf – vielleicht wollten sie die Plätze tauschen. Plötzlich begann das Boot zu schaukeln, weil eine unerwartete Welle es traf, und dann kenterte es.

Ich sah immer wieder das Wasser aufspritzen, weil die Jungen jeder für sich versuchten, an dem glitschigen, veralgten Ruderboot Halt zu gewinnen. Doch ich konnte nur drei sehen, die etwas zum Fest-

halten gefunden hatten. Einer fehlte. Aus der Entfernung und wegen der Wellen, die über sie hingingen, konnte ich nicht erkennen, wer sie waren. Doch die geretteten Jungen begannen in Richtung des Kriegsschiffes um Hilfe zu rufen.

Dort ließ man ein Boot zu Wasser und rettete sie, bevor die Ebbe sie ins Meer hinaustrieb. Das heißt: Drei wurden gerettet, alle, die schwimmen konnten. Mein bester Freund, der wie ich Nichtschwimmer war, ertrank.

Das traf mich tief, ich hatte nicht allein meinen besten Freund verloren, ich selbst war dem Tod wieder einmal knapp entronnen. Wäre ich auch noch in dem kleinen Boot gewesen, als es kenterte, hätte das wahrscheinlich auch mein Ende bedeutet.

Die Abwesenheit meines Freundes erinnerte mich in den folgenden Wochen immer wieder daran, dass jemand mein Leben verschont hatte und darum mit mir etwas vorhatte. Doch in meinem Kummer und Selbstmitleid dankte ich Gott nicht dafür, mein Leben bewahrt zu haben. Stattdessen fluchte ich ihm, weil er meinen Freund sterben ließ.

Von Zeit zu Zeit versuchte ich mich zu bessern und zu dem Gott umzukehren, von dem mir meine Mutter so viel erzählt hatte. Aber das hielt immer nicht lange an. Jedes Mal fing ich schnell wieder mit dem Lügen und Fluchen an und war so selbstsüchtig wie eh und je. Und selbst wenn ich ›gut‹ sein wollte – oder was ich darunter verstand –, war ich grimmig und unausstehlich und unnützlich. Ich hatte alle Lust am Leben verloren.

Als mein Vater von einer Seereise heimkam,

klagte meine Stiefmutter: ›Du musst irgendetwas mit deinem missratenen Sohn unternehmen! Er tut nichts, liegt nur herum und bläst Trübsal. Das macht mich noch ganz verrückt!‹

Darum sprach mein Vater mit einem Freund, einem Kaufmann aus Liverpool, und besorgte mir eine Beschäftigung. Ich sollte als sein Stellvertreter angestellt werden und mit dem Schiff nach Jamaika fahren – das war wirklich eine glänzende Gelegenheit für einen Siebzehnjährigen.

Ich willigte ein; doch bevor wir abreisten, machte ich noch eine dreitägige Reise nach Kent, um einiges für meinen Vater zu erledigen. In Kent wohnte ich bei einigen alten Freunden meiner Mutter, den Catletts. Das waren Leute, deren Bekanntschaft meinem Vater stets völlig einerlei war.

In der Familie gab es zwei Mädchen, und gleich vom ersten Augenblick an verliebte ich mich schrecklich in die ältere von ihnen, Mary Catlett. Sie hatte eine so samtene Haut und so lustige Augen, dass mein Herz jedes Mal heftig zu klopfen begann, wenn sie ins Zimmer trat. Sie war erst vierzehn; aber ich wusste: Das ist wahre Liebe, trotz alledem.

Plötzlich hatte ich etwas, wofür es sich zu leben lohnte. Ja, ich war bereit, alles zu tun, um das Mädchen weiterhin sehen zu können. Ich war drauf und dran, für vier oder gar fünf Jahre nach Jamaika zu segeln! Aber ich fürchtete mich, mit meinem Vater darüber zu reden. So blieb ich einfach drei Wochen lang bei diesen Freunden. Inzwischen war das Schiff nach Jamaika abgefahren, und ich hatte eine gute Anstellung verspielt.



Als ich wieder nach Hause kam, erzählte ich meinem Vater eine Geschichte von einer gefährlichen Krankheit. Überraschenderweise gab sich mein Vater damit zufrieden. Ich glaube, er hatte gefürchtet, ich sei zur königlichen Marine einberufen oder von Straßenräubern überfallen worden. In seiner Freude, mich frei und gesund wiederzusehen, fragte er nicht allzu genau nach. Bald besorgte er mir allerdings eine Reise mit einem anderen Freund nach Venedig. Diese Fahrt war längst nicht so lang, und diesmal hatte ich nichts dagegen. Eine Fahrt von einem Jahr im Mittelmeer war besser als eine zehnjährige Reise in die Karibik.

Auf dieser Reise hatte ich es mit einer Reihe besonders rauer Seeleute zu tun. Und schon bald begann ich zu trinken und zu fluchen und in jedem Hafen die leichten Mädchen aufzusuchen, wie die anderen auch.«

»Halt mal!«, unterbrach ihn Hamilton und beugte sich auf seinem Stuhl nach vorn. »Du willst mir weismachen, dass du daheim ein Mädchen geliebt hast, und doch bist du in den fernen Häfen hinter anderen Weibern her gewesen?«

Das Teewasser kochte, und Newton drehte den Kessel aus dem Feuer. Aus einem kleinen Schränkchen neben seinem Sessel holte er eine Tasse, einen Löffel, eine Teedose und ein Zuckerschälchen. Er füllte mit dem Teelöffel etwas Tee in seine Tasse und goss Wasser darauf.

»Richtig«, gab der Mann zu. »Es war klar, dass mir nicht zu helfen war. Ich hatte keine Willenskraft, wenn es darum ging, sich für das Richtige zu entscheiden.«

Hamilton sagte verächtlich: »Na eben, du taugst gar nichts, oder? Aber hältst du das für eine größere Schlechtigkeit als den Sklavenhandel? Ein bisschen den Vater belügen ... ein bisschen dein Mädchen betrügen – Pah! Das ist nichts verglichen damit, Leute im Schiffsrumpf anzuketten und die Überlebenden einem Höllenleben auszuliefern.«

Newton tat Zucker in den Tee und rührte sorgfältig um. »Ja ja, da hast du vollkommen recht. Das kann man nicht vergleichen. Lügen und betrügen scheint den meisten Leuten nicht so schlimm zu sein ... aber etwas anderes begann zu geschehen. Ich sagte ja, dass es eine lange Geschichte werden würde. Willst du sie noch weiter hören?«

Hamilton stand auf und ging zum Fenster. Die Abendschatten wurden länger; doch auf der Straße erblickte er keinen Menschen. Dann ging er zur Tür des Studierzimmers und horchte. »Du wartest wohl darauf, dass jemand kommt?«, fragte er misstrauisch.

»Nein, heute ist Montag, mein freier Tag. Ich habe die Menschen gebeten, mich am Montag in Ruhe zu lassen. Auch ein Pastor muss sich irgendwann ausruhen, nicht wahr?«

»Na gut! Besser, es kommt niemand. Ich sag dir aber gleich: Wenn du mir was vorlägst, schieße ich den Besuch zuerst tot.«

»Ich erwarte niemanden. Aber ich kann es nicht

versprechen. Manchmal geschieht etwas Dringendes.«

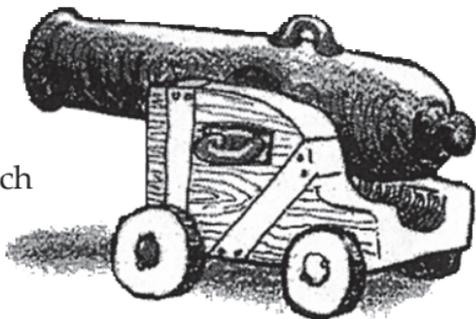
Hamilton zog nervös an seinen Hosenträgern herum und kehrte zu seinem Platz zurück. Immer noch hielt er die Waffe auf Newton gerichtet. »Meinetwegen, mach weiter. So kannst du dir mit deinem Geschichtenerzählen noch ein paar Minuten Leben erkaufen – helfen wird es dir am Ende nichts!«

Bei der Kriegsmarine

Die Fahrt nach Venedig war völlig anders als alle bisherigen Reisen. Ich galt nicht mehr als der privilegierte Sohn eines angesehenen Kapitäns, sondern musste wie die gewöhnlichen Matrosen das Deck schrubben, in die Takelage klettern und alles Übrige wie alle anderen machen. Ich schlief und aß mit den einfachen Seeleuten und lernte bald ihre rauen Sitten.

Ich kannte Gott zwar ein wenig durch das, was meine Mutter mich gelehrt hatte. Auch wusste ich, dass bei einigen Gelegenheiten mein Leben verschont worden war, und verstand, dass Gott auf mich achthatte. Trotzdem wandte ich mich völlig von ihm ab. Der Kapitän hielt sonntags Gottesdienst auf Deck, doch meine Kameraden und ich verhöhnten jeden, der Gott auch nur ein wenig respektierte. Die einzigen Gewissensbisse fühlte ich, wenn ich an meine allerliebste Mary Catlett dachte. Ich wusste genau, sie würde niemals über Gott spotten, und ich schämte mich für mein Verhalten. Aber sooft ich auch von ihr träumte, es hielt mich nicht von meinem Treiben ab.

Während dieser Reise sah es nach Krieg zwischen England und Frankreich aus, und die britische Flotte wurde



aufgerüstet. Um die Besatzungen auf Sollstärke zu bringen, wurden oft Werbertrupps an Land gesetzt, die gewaltsam jeden brauchbaren Mann überfielen und an Bord brachten. Die meisten Seeleute fürchteten sich vor dem Dienst auf den Kriegsschiffen, weil es sehr wenig Heuer gab und die äußerste Disziplin mit grausamsten Mitteln erzwungen wurde – ganz abgesehen davon, dass man im Kampf ums Leben kommen konnte.

Die einzigen Seeleute, die sicher davor waren, gewaltsam in die Marine gezwungen zu werden, waren die Offiziere auf den Handelsschiffen; aber selbst deren Patente wurden oft missachtet. Trotz allem besorgte mir mein Vater durch seine vielen Verbindungen in Seefahrerkreisen eine Offiziersstelle auf einem Handelsschiff, sobald ich wieder in England war.

Das war sehr großzügig von ihm; aber ich war zu starrköpfig, das wahrzunehmen. Sobald ich in England war, reiste ich nach Kent, um Mary wiederzusehen.

Ich kam gerade vor Weihnachten an – es war im Jahr 1743, glaube ich –, und wieder verschwieg ich meinen Gastgeber, dass ich schon in wenigen Tagen in See stechen sollte. Ich blieb und genoss die Weihnachtsfeiern und andere Feste mit den jungen Leuten, die Mary und ihre Freunde ausrichteten. Gegen Ende Januar kehrte ich nach London zurück – und wieder war das Schiff, das mein Vater mir besorgt hatte, fort.

Diesmal war er sehr zornig. ›Deine Stiefmutter hat recht! Du bist träge und unzuverlässig – und ganz

und gar undankbar. Darum ist dies das letzte Mal, dass du meine Großzügigkeit in den Wind schlägst. Von jetzt an habe ich keinen Sohn mehr!«

Seine Worte trafen mich sehr; aber nach außen hin zuckte ich nur mit den Schultern. Was hatte ich schließlich davon? Er konnte nur immer an Seefahrt denken, und ich wollte frei sein, um Mary so oft zu besuchen, wie ich Lust hatte.

Doch eines Nachmittags schlenderte ich am Hafen entlang und dachte an Kent und wann ich Mary besuchen konnte, als ich von mehreren Leuten überfallen wurde. Sofort wusste ich, dass es eine Werberbande war, und erkannte die Gefahr. Sie wollten mich zu einem Marinesoldaten machen.

Ich kämpfte so sehr ich konnte; aber es waren zu viele. Bald hatten sie mich fest auf den Boden gedrückt und meine Hände und Füße mit Stricken gefesselt.

›Ich sehe an deinem karierten Hemd, dass du ein Handelsmatrose bist‹, höhnte der dunkelgesichtige Leutnant, der über mir stand. ›Solche Leute wie dich können wir gut gebrauchen.‹

›Ihr dürft mich gar nicht anrühren!‹, protestierte ich und spuckte einige Erde aus, die mir in den Mund gekommen war. ›Ich bin ein Schiffsoffizier und habe die nötigen Papiere.‹

›Oh, und von welchem Schiff, bitte schön?‹

Da hatte er mich. Wenn ich das Schiff nannte, wusste er, dass es bereits ausgelaufen war und ich ein Deserteur war. Als Deserteur konnte er mich laut Gesetz gefangen nehmen und dann in die Marine zwingen. Nannte ich aber das Schiff nicht, so wurde

mein Anspruch, Offizier zu sein, ungültig, und er konnte mich genauso zur Marine verpflichten.

Ich wählte Letzteres und hoffte Zeit zu gewinnen, um irgendwie aus diesem Schlamassel herauszukommen.

Aber in null Komma nichts war ich an Bord der H.M.S. (Her Majesty's Ship) *Harwich*, einem Kriegsschiff von 960 Tonnen Größe und bestückt mit fünfzig Kanonen und 350 Mann Besatzung.

Schließlich wurde mir nach vielen Bitten erlaubt, meinem Vater ein Brief zu schreiben, da dieser ein sehr bekannter Seekapitän mit weitreichenden Verbindungen sei. Als ich ihn das letzte Mal sah, war er sehr zornig und wollte nicht mehr mein Vater sein; trotzdem war das meine einzige Chance. Das Leben auf einem Kriegsschiff ist, als sei man in einen Kerker geworfen worden. Tatsächlich bestand die Besatzung vor allem aus verurteilten Verbrechern, die es vorzogen, auf See zu gehen, anstatt ›mit des Seilers Tochter Hochzeit zu feiern‹. So sagt man wohl, wenn jemand aufgehängt wird.

Monatelang, solange das Schiff im Hafen vor Anker lag, wohnte ich in den Quartieren der anderen Zwangs-Angeworbenen. Alles war überfüllt, und immerzu gab es Schlägereien. Das Unterdeck stank, und das oft verdorbene Essen sorgte dafür, dass man sich dauernd elend fühlte. In Schnee und Regen wurden wir gezwungen, das Deck zu schrubben, die Bordwand zu teeren, die Masten zu reinigen und anzustreichen und neue Segel zu nähen.

Am 3. April rief Kapitän Cartaret alle Mann an Deck und sagte uns, England habe den Franzosen

offiziell den Krieg erklärt. Ich versank in Verzweiflung; denn wir sollten sofort auslaufen, wenn der Befehl kam. Doch zwei Tage später rief mich der Kapitän auf das Achterdeck. ›Ich habe mit deinem Vater gesprochen, dem Kapitän Newton‹, sagte er kurz angebunden. ›Ich habe mich entschlossen, dich zum Seeoffiziersanwärter zu machen. Geh und bring deine Sachen zu den Offizierskabinen und besorge dir eine passende Uniform. Die Kosten werden dir von der Heuer abgezogen. Das wär's!‹

Ich schätzte mich ziemlich glücklich und stolzierte zurück, vorbei an den anderen, mit denen ich den letzten Monat zusammengewohnt und -gearbeitet hatte. Von nun an würden sie mich mit Respekt zu behandeln haben, wie einen Offizier, obwohl ich ja noch ein Anwärter war. Für sie würde ich von jetzt an ›Mister Newton‹ sein – so ähnlich dachte ich.

Es dauerte nicht lange, und ich nutzte die Vorteile meines neuen Ranges reichlich aus. Ich kommandierte herum, als wenn die Leute mir gehörten. ›Holt mir was zu essen!‹ ›Putzt meine Schuhe!‹ ›Macht den Dreck weg!‹ Das befahl ich auch, wenn ich ihn selbst gemacht hatte. Ich verhielt mich unerträglich, und die meisten einfachen Matrosen hassten mich.

Aber der Rang eines Offiziersanwärters brachte noch weitere Annehmlichkeiten. Ich musste nicht beständig an Bord bleiben, und so ging ich oft an Land, um Mary zu besuchen. Meine Angewohnheit, erst spät aufs Schiff zurückzukommen, machte den Kapitän misstrauisch. Jedes Mal ließ er sich von mir versprechen, pünktlich zurück zu sein, und jedes

Mal kam ich zu spät. Das ging wochenlang so, während wir auf den Befehl zum Ablegen warteten.

Als der kam, wurde die *Harwich* nicht in die Schlacht gegen die Franzosen geschickt, sondern sollte Handelsschiffe nach Schottland und Norwegen begleiten. Trotzdem stießen wir einmal auf ein französisches Kriegsschiff, mit dem wir uns ein Gefecht lieferten.

Dann, als wir wieder einmal heimgekommen waren, erfuhren wir eines Tages, dass die *Harwich* zu einem jahrelangen Einsatz ausgeschiedt werden sollte. Ich hatte Mary mehrere Briefe geschrieben; doch sie hatte nie geantwortet, und ich fürchtete, sie zu verlieren. So sandte ich noch einen Brief, in dem ich versprach, sie nach meiner Rückkehr zu heiraten.

Noch bevor ich Antwort erhielt, lichteten wir die Anker, um uns einem Geleitzug von Kriegs- und Handelsschiffen anzuschließen. Unsere Route sollte uns an der Küste Europas und Afrikas entlangführen, wir sollten das Kap der Guten Hoffnung umrunden und dann nach Indien und schließlich in den Fernen Osten fahren. Ich wusste, dass eine solche Reise mindestens fünf Jahre dauerte.

Kaum hatten wir uns den anderen Schiffen angeschlossen, als uns ein starker Sturm zurück nach Land's End, dem südwestlichsten Zipfel der felsigen Küste Englands, zurücktrieb. Viele Schiffe gingen verloren, und ich fürchtete, wir würden gerammt und in der finsternen Nacht versenkt werden. Schließlich hörte der Sturm auf, und die noch schwimmenden Schiffe sahen zu, dass sie in den Hafen von Plymouth kamen, um repariert zu werden.

Das würde mehrere Wochen dauern; doch alles, was ich denken konnte, war: Ich sollte für fünf Jahre von Mary getrennt werden, und das konnte bedeuten, sie an jemand anderen zu verlieren, wo ich noch nicht einmal eine Antwort erhalten hatte.

Eines Tages schickte der Kapitän ein großes Ruderboot zur Küste, um Vorräte zu holen. Ich wurde als Führer bestellt und erhielt den Befehl, sorgsam auf die Männer achtzugeben. Wenn eine so lange Seereise anstand, lag es nahe, dass manche Matrosen desertieren wollten.

Doch in dem Augenblick, als wir an Land gingen, war ich derjenige, der sich absetzte. Ich wagte nicht, ein Pferd zu mieten oder irgendjemanden nach dem richtigen Weg zu fragen; denn das hätte gezeigt, dass ich nicht Bescheid wusste, was mich als Deserteur verraten konnte. So ging ich einfach querfeld-ein los.

Ich ging den ganzen Tag und die ganze Nacht, doch am nächsten Tag griff mich eine Soldatengruppe auf, die umherzog, um überlebende und dann desertierte Matrosen von den untergegangenen Schiffen einzufangen. Ich wollte mich herausreden; aber ich konnte den leitenden Offizier der Gruppe nicht hinters Licht führen. So wurde ich in Ketten gelegt und zurückgebracht wie ein gemeiner Verbrecher.

Zwei Tage verbrachte ich in einem Kerker, bevor Kapitän Cartaret verlangte, dass ich aufs Schiff gebracht wurde. Dort wurde ich unter Deck wieder in Eisen gelegt. Offiziersanwärter war ich nun nicht mehr.

Einige Tage später hörte ich, wie alle Mann an Deck gerufen wurden, und ich fragte mich, weshalb. Dann kam der Waffenmeister und holte mich. Ich bot einen traurigen Anblick: verdreht, zerlumpt und hungrig. Als ich dort an Deck stand vor der gesamten Besatzung von 350 Mann, meinte ich, diese Demütigung sei Strafe genug. Aber der Kapitän starrte mich wütend an und sagte kalt: ›John Newton, während dir die Bewachung von Untergebenen anvertraut war, bist du selbst von deinem Posten desertiert und wurdest viele Meilen von der Küste entfernt aufgegriffen. Wenn sich das Land im Kriegszustand befindet, wird jeder Deserteur mit Aufhängen bestraft. So kannst du es als reine Gnade ansehen, wenn ich dich nur zur Auspeitschung verurteile.‹

Bevor ich begriff, was geschah, wurde mir das Hemd vom Leib gerissen und ich mit ausgestreckten Armen und Beinen an einen Teil der Takelage gefesselt.

›Gib ihm das erste Dutzend!‹, schnauzte der Kapitän.

Ein riesiger Bootsmann trat vor und ließ die ersten zwölf Schläge mit der ›Neunschwänzigen Katze‹ niedersausen. Jeder Schlag brannte wie Feuer! Noch bevor er fertig war, glich mein Rücken einem Fleckenteppich mit roten Streifen.

Dann übernahm ein anderer Bootsmann mit frischen Kräften sein Werk mit weiteren zwölf Schlägen. Als meine Haut aufsprang, wäre ich gern ohnmächtig geworden, um diesen schrecklichen Schmerzen zu entkommen. Schließlich verlor ich tatsächlich



das Bewusstsein, und sie schnitten mich von der Takelage los.

Mit der Zeit heilte mein Rücken wieder, obwohl viele Ausgepeitschte gestorben sind, entweder von der Peinigung selbst oder von Infektionen, die sich danach einstellten. Aber mein Gemüt erholte sich nicht. Ich wurde in den denkbar niedrigsten Stand versetzt. Alle auf dem Schiff verlachten mich, und niemand setzte sich spürbar für mich ein. Ja, der Kapitän hatte sogar verboten, mir freundlich zu begegnen.

Eine rasende Wut auf den Kapitän erfüllte sämtliche Gedanken in mir. Ich wollte ihn umbringen und überlegte mir etliche Methoden. Glücklicherweise wurde daraus nichts. Auch kochte ich vor Wut über meine früheren Kollegen, die sich nun gegen mich stellten.

Niemals habe ich mich so einsam gefühlt.

Doch das Schlimmste war, dass wir endgültig Segel setzten und ich ganz gegen meinen Willen immer weiter von Mary fortgebracht wurde, mit der trostlosen Vorstellung, sie nie wiederzusehen. Ich beobachtete, wie das englische Ufer hinter uns verschwand, und als ich es nicht mehr sehen konnte, wäre ich vor Verzweiflung am liebsten ins Meer gesprungen.«

John Newton hielt inne mit seiner Geschichte und beobachtete den Jungen, der ihn in seiner Gewalt hatte. »Hast du vielleicht genug von meiner Geschichte gehört?«, fragte Newton.

Hamilton setzte sich aufrecht hin und zeigte, dass er hellwach war.

»Nein, nein, mach weiter.«

»Du hast mir noch gar nicht gesagt, wie du heißt.«

»Das geht dich gar nichts an.«

»Vielleicht nicht; aber ich habe dir eine Menge aus meinem Leben berichtet – aus meinem schmutzigen Leben in der Vergangenheit. Da halte ich es für fair zu wissen, wem ich das alles erzähle.« Er schaute auf die Tasche, in die Hamilton seine Pistole zurückgelegt hatte. »Besonders, wenn diese Person vorhat, mich zu ermorden.«

Hamilton dachte einen Augenblick nach. Das schien ihm eine verständliche Forderung zu sein. Hinzu kam, dass Tote nichts weitersagen können. »Mein Name ist Hamilton Jones.«

»Hm ... Ich kann mich, soviel ich weiß, an niemanden erinnern, der an Bord meines Schiffes Jones hieß.«

»Natürlich nicht«, schnauzte Hamilton. »Jones ist ein Sklavename, der meinem Vater gegeben wurde, bevor Mr. Bowdoin ihn kaufte und mit meiner Mutter verheiratete.«

Newton nickte. Dann, als wollte er schnell das Thema wechseln, tat er einen tiefen Seufzer und sagte: »Na, Hamilton Jones, es wird Abend. Würdest du vielleicht etwas essen wollen?«

Hamilton runzelte unsicher die Stirn. Er war tatsächlich hungrig; aber steckte wohl ein Trick dahinter? Würde Newton jetzt ein Messer holen? Hamilton kam zu dem Schluss, dass ihm das nichts nüt-

zen würde. Mit seiner Waffe war er bestimmt schnell genug, um Herr der Lage zu bleiben.

»Ja, hol mir was zu essen!«, befahl er und stand auf, indem er seinen Gefangenen zur Tür winkte. Dann fiel ihm auf, dass er eigentlich genauso herrisch schnauzte wie der junge Newton in der Geschichte, die dieser Mensch eben erzählt hatte. Und keinesfalls wollte er diesem Kerl gleichen! »Ich meine, du kannst uns beiden was zubereiten; aber ich passe auf; versuch also keine Dummheiten zu machen!«

Glücklich entronnen!

Es dauerte nicht lange, bis John Newton einen Teller mit Brot und Käse vorbereitet und zwei Krüge mit Apfelsaft gefüllt hatte. Bald hatte sich der alte Mann wieder in seinen Sessel am Kamin seines Studierzimmers gesetzt, alles natürlich unter den wachsamen Blicken des Jungen mit seiner Pistole. Er seufzte: »Willst du wirklich, dass ich damit noch weitermache, mein Junge? Warum interessiert dich das alles?«

»Warum mich das interessiert? Ich habe doch noch gar nichts gehört, was schlimmer ist, als mit Sklaven zu handeln.« Hamilton hielt inne und dachte: *Der Mann ist mir völlig egal; aber irgendwie ...*

»Los, mach weiter. Ich will wenigstens wissen, wie du aus dem tiefen Dreck wieder rausgekommen bist und Kapitän eines eigenen Schiffes wurdest.« Dabei dachte Hamilton an das Schiff, das seine Mutter als Gefangene in ein fremdes Land gebracht hatte.

»Na gut, aber ich war noch nicht in die tiefste Erniedrigung gesunken!« Er lächelte schmerzlich, als er einen Schluck von dem Apfelsaft trank. Dann lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und erzählte weiter:

»Als die H.M.S. *Harwich* die Insel Madeira erreichte, nordwestlich von Afrika,



mussten wir Reparaturen ausführen. Offensichtlich hatte der Sturm vor Land's End mehr Schaden angerichtet, als wir zunächst vermuteten. Es war schon viel Wasser eingedrungen. So führte uns der Kapitän in einen flachen Hafen und schickte uns an die Arbeit. Ich musste die dreckigste Arbeit tun. Ich schrubhte und teerte in der Mittagsglut, bis mein armer Rücken, der gerade anfang zu verheilen, mit lauter Blasen bedeckt war, obwohl ich mein kratziges Hemd übergezogen hatte.

Es schien, als ob alle auf mir herumhackten, und sicher taten sie es auch; aber ich weigerte mich zuzugeben, dass ich nichts Besseres verdient hatte. Ich empfand keinerlei Reue; stattdessen war ich so faul und ungefällig wie ich nur konnte. Nachdem das Schiff repariert war, füllten wir unsere Nahrungsvorräte auf für die lange Reise um das Kap der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas. Ach, wie fürchtete ich die lange Reise unter diesen Bedingungen!

An dem zur Reise vorgesehenen Tag war ich so müde, dass ich die Pfeife des Bootsmanns nicht hörte, die alle Mann an Deck rief. Job Lewis, einer der Offiziersanwärter, wollte mich vor Ärger bewahren und versuchte mich hochzukriegen. Aber ich wurde bockig und nahm ein Buch zur Hand, als wollte ich lesen, obwohl es so dunkel war, dass eine Laterne nötig gewesen wäre. Meine Flegelhaftigkeit ärgerte Job, und er schnitt das Tau ab, an dem meine Hängematte befestigt war. Ich fiel zu Boden.

In Wirklichkeit versuchte er mir helfen; aber ich war so wütend, dass ich ihn totschiessen wollte. Langsam schlurfte ich an Deck, das Buch noch in der

Hand. Dort stand ich mürrisch herum, als ich sah, wie ein Matrose seinen Seesack in ein kleines Boot warf, um dann zu einem Handelsschiff in der Nähe zu rudern.

›He, Job‹, sagte ich, als sei zwischen uns beiden nichts gewesen, ›wohin fährt der?‹ Ich hätte ihn als Offiziersanwärter mit ›Mr. Lewis‹ anreden müssen; aber doch nicht ich, dafür war ich viel zu eingebildet und starrsinnig.

›Was geht dich das an?‹, schnauzte Job, weil er sich gekränkt fühlte, dass ich ihm seinen Versuch, mir Kummer zu ersparen, so rüde gedankt hatte. Doch dann wurde er wieder freundlicher. ›Der Kapitän braucht zwei gute Zimmerleute, damit wir sichergehen, dass diese alte Schachtel zusammenhält, bis wir das Kap umrundet haben, und nun hat er von dem Handelsschiff zwei angefordert.‹

Nun, nach Kriegsrecht hatte die Königliche Marine den Oberbefehl über alle britischen Schiffe – das ist heute noch so –, daher konnte unser Kapitän über alle Matrosen verfügen, einerlei, ob sie auf einem anderen Schiff angestellt waren oder nicht. Nur weil unser Kapitän fair sein wollte, gab er zum Tausch für die Zimmerleute dem Handelsfahrer einen Matrosen von unserem Schiff. Natürlich sah ich das damals nicht so.

›Natürlich, unser raffgieriger Kapitän sorgt immer für sich‹, sagte ich. ›Das passt so richtig zu ihm, für zwei nur einen zu geben!‹

›Das stimmt überhaupt nicht‹, sagte Job. ›Er wollte zwei für zwei geben; aber er konnte mit bestem Willen keinen weiteren entbehren.‹

Plötzlich begriff ich meine Chance. Man hatte mich gefangen, um fünf elende Jahre auf der *Harwich* zu verbringen; und wenn ich auf das Handelsschiff käme, wäre ich vom Marinedienst frei und spätestens in einem Jahr wieder in England. Ich rannte an die Reling und schrie zu dem Boot hinüber, es solle zurückkehren. Dann wandte ich mich an Job und bettelte: ›Krieg den Kapitän so weit, dass er mich gehen lässt! Ich werde gehen, und er hat einen ehrlichen Tausch gemacht. Geh und such ihn!‹

Job Lewis weigerte sich. ›Du weißt genau, dass ich das nicht tun kann. Ich kann darüber mit dem Kapitän nicht sprechen. Da musst du dich schon an den diensthabenden Leutnant wenden.‹

Ich rannte wie ein Verrückter und schrie: ›Leutnant, Leutnant!‹ Als ich ihn endlich gefunden und ihm erzählt hatte, was ich wollte, lachte er mich nur aus. Ich muss wie ein Irrer ausgesehen haben mit meinem Geschrei, den aufgekrempelten Hosen, den verfilzten, wirren Haaren und den weit aufgerissenen Augen in dem verbrannten Gesicht.

Doch ich bettelte und flehte, bis er sich endlich aufraffte, den Kapitän zu suchen.

Entweder hatte der Kapitän Mitleid mit mir, oder er meinte, dies sei eine gute Gelegenheit, einen loszuwerden, mit dem er doch nur Scherereien hatte und der nicht recht klug im Kopf zu sein schien. Was der Grund war, werde ich nie erfahren; doch der Leutnant kam zurück und sagte: ›Hol deine Sachen und mach, dass du wegstommst. Wir sind froh, dich los zu sein!‹

Im Nu war ich über die Reling und dann ins



Boot geklettert. Ich glaube nicht, dass mich vorher einer auf dem Schiff so flink laufen gesehen hat. Ich nahm mir nicht einmal die Zeit, meine Hängematte, meine Stiefel, den Mantel oder irgendetwas sonst mitzunehmen. Alles, was ich hatte, war das Buch in meiner Hand – eine Ausgabe von Barrows *Euklid*, ein Geometriebuch. Aber ich war davongekommen!

O, wie war ich stolz auf mich, als ich an Bord des Handelsschiffes kletterte. Ich war der Marine entronnen und konnte von Neuem anfangen! Und das Beste war, ich fuhr demnächst nach England zurück. Dazu kam, dass ich dem Kapitän erzählte, wer ich war. Der kannte meinen Vater und hielt mich darum für einen tüchtigen Mann. Ich wurde herzlich an Bord willkommen geheißen, und er machte mich zum Aufseher des Fockmastes. Da war ich fast wieder im Offiziersrang.

O, wie stolzierte ich gleich wieder herum; doch als ich die *Harwich* absegeln sah, wurde mir klar, dass mein Leben wieder einmal gerettet war. Ich war nicht nur langjährigem Elend entronnen. Als einer, der in einem Kriegsschiff den untersten Rang einnahm, musste ich nicht nur die schmutzigsten, sondern auch die gefährlichsten Arbeiten verrichten. Ich war der Erste, der in die Wanten steigen musste, wenn der Sturm tobte. Ich musste auch die Kanonen säubern, deren Schuss nicht losgegangen war. Es war nur eine Frage der Zeit, wann ich irgendeinem Unfall zum Opfer gefallen wäre.

Höchstwahrscheinlich verdanke ich dem Wechsel auf das Handelsschiff mein Leben.

Aber ich wusste mein Glück nicht zu schätzen. Ziemlich bald benahm ich mich so schlecht wie zuvor. Ich war faul und misshandelte die mir unterstellten Matrosen. Dadurch machte ich mir Feinde. Auch weigerte ich mich, Befehle meiner Vorgesetzten auszuführen, und dichtete ein Spottlied auf unseren Kapitän, das bald alle sangen; aber nicht weil sie mich als Spaßmacher gernhatten. Sie miss-

trauten mir vielmehr, weil sie fürchteten, mein Spott könnte sich gegen sie genauso schnell richten wie gegen den Kapitän.

Wir waren noch nicht bei den Kapverdischen Inseln, da hätte mich der Kapitän auch am liebsten über Bord geworfen – und er würde es wohl getan haben, wenn er nicht so wenige Leute gehabt hätte. Außer dem Kapitän und einigen Bootsleuten hatten wir nur fünfundzwanzig Mann Besatzung. Wir waren nämlich auf einem Sklavenschiff – ich zum ersten Mal –, und das war voll mit Männern, Frauen und Kindern ...«

»Halt!«, unterbrach ihn Hamilton. Er war ganz nach vorn auf die Stuhlkante gerutscht. »Du willst mir doch wohl nicht erzählen, dass nach allem, was du erlebt hast – in Ketten gelegt und in den Kerker gesperrt und sogar ausgepeitscht –, dass es dir nicht zu Herzen ging, andere Menschen in Ketten gebunden zu sehen?«

Newton nickte traurig. »Es tut mir leid, sagen zu müssen, dass es mich damals überhaupt nicht berührte.«

»Aber du *wusstest* doch, was es heißt, seine Freiheit zu verlieren!«

»Ich wusste es nur so ... na ja, wie es in dieser Welt eben zugeht. So war das nun mal. Es gab Leute, die hatten Macht, und es gab Leute, die waren machtlos. Mein einziges Ziel damals war, niemals wieder machtlos zu sein. Ich dachte nur an mich selbst.«

Hamiltons Abscheu vor diesem Menschen wurde immer größer. »Du warst doch auch ein Christ – die Goldene Regel* und all das ...!«

»Ich war kein Christ. Etwas über Gott zu wissen und von einer frommen Mutter erzogen zu sein, hat mich nicht zu einem Christen gemacht.«

»Nanu, ich dachte alle Weißen wären Christen. So sagen sie wenigstens in South Carolina. Ist England kein christliches Land?«

Newton schüttelte erneut traurig den Kopf. »Ich fürchte, es hat noch nie so etwas gegeben wie ein ›christliches Land‹, und es wird auch niemals eins geben, bis Jesus wiederkommt. Es gibt natürlich Länder, in denen die christliche Religion öffentlich praktiziert und gefördert wird, und das ist sehr schön. Aber das bedeutet nicht, dass alle Handlungen und Verhaltensweisen der Leute Gott gefallen. Wir alle handeln von Natur aus, wie man es in dieser Welt macht, in die wir hineingeboren wurden, und lernen Gottes Wege nur sehr langsam. Nur wenn wir ihn mit offenem Herzen suchen, werden wir wirklich verändert. Du musst immer daran denken«, und Newton drohte Hamilton mit dem Finger, »ein Christ wird an seinem Handeln erkannt.«

Hamilton wandte sich um und blickte in das verglimmende Feuer. Dabei dachte er über Newtons Worte nach. Ja, er hatte nette Leute unter den anderen Sklaven gefunden, und andere, die nur so taten. »Heuchler« hatte seine Mutter sie genannt. Er hatte sogar von Weißen gehört, die gegen die

* Lukas 6,31 (Anmerkung des Übersetzers)

Sklaverei waren; aber daheim, in South Carolina, hatte er keinen getroffen – nicht einen Einzigen.

Hamilton erinnerte sich, dass sein früherer Master, Benjamin Bowdoin, immer zur Kirche ging. »Wenn jemand nur Christ ist, der auch christlich handelt, kann dann ein Sklavenbesitzer ein Christ sein?«

John Newton rieb nachdenklich sein Kinn. »Sich christlich zu verhalten, heißt, wie Christus zu handeln. Und es ist nicht christlich, andere Menschen als sächliches Eigentum zu betrachten. Darum ist Sklaverei nicht christlich, auch wenn Christen Sklaven besitzen. Aber ob ein bestimmter Sklavenbesitzer Christ ist oder nicht, das zu entscheiden ist Gottes Sache, nicht die meine. Die Bibel sagt, dass kein Mensch alles tut, was Gott von uns fordert.«

»Ja, sieh dich doch nur selbst an! Da sitzt du – und die Leute nennen dich Pastor. Wie kann ein solches Ekel wie du sich ›Christ‹ nennen?«

Diese Herausforderung stand im Raum. Langsam kroch die Nachtkälte ins Haus, Newton stand auf und legte einen dicken Eichenklotz aufs Feuer, bevor er antwortete.

»An Bord des Sklavenschiffs war ein Mann namens Clow, der nach Hause zurückfuhr zu seiner Plantage, die er auf einer der Inseln westlich von Afrika betrieb. Obwohl dieser Mensch sehr arm angefangen hatte, war er durch den Sklavenhandel reich geworden. Er kaufte Sklaven von den Händlern und den Königen der Eingeborenen auf dem Festland und

behielt sie auf seiner Insel, um sie an vorbeikommende Schiffe zu verkaufen.

Der Kapitän unseres Schiffs kaufte von Clow mehrere Sklaven und gratulierte ihm zu der Idee, auf dieser Insel sein Geschäft zu betreiben, weil sie zu weit vom Festland entfernt war, als dass ein Sklave hätte entfliehen können. In mir kam langsam der Gedanke, dass ich auch reich werden wollte, indem ich es auf einer nahe gelegenen Insel genauso machte wie er.

Als wir genügend Sklaven hatten und gerade Segel setzen wollten für die gefährliche Äquatorpassage zu den Westindischen Inseln, erkrankte leider unser Kapitän an einem tropischen Fieber und starb sehr plötzlich. Das geht vielen Weißen in jenen Gegenden so.

Das bedeutete, dass der erste Offizier das Kommando des Schiffes übernahm. Das war ein Mensch, der keinen Spaß verstehen konnte und es auf mich abgesehen hatte. Ich wusste, dass er mich hasste und nach Gelegenheiten Ausschau hielt, mich loszuwerden. Am meisten fürchtete ich, er würde mich an das nächste Kriegsschiff verschachern, dem wir in den Weg kamen. Dann wäre ich wieder da, wo ich angefangen hatte.

Da vereinten sich meine Geldgier und meine Angst und ersannen einen neuen Plan. Ich redete auf Clow ein, ich würde gern bei ihm arbeiten, wenn er es nur fertigbrächte, mich von diesem Schiff zu holen. Es ging mir so sehr darum, von Bord zu kommen, dass ich gar nicht nach den Bedingungen fragte, unter denen ich für ihn tätig

werden sollte, und überließ alles ihm. Er sollte sich nur irgendetwas ausdenken, womit beide zufrieden wären.

Und das gelang.

Ich wurde Clow übergeben. Alles ging ohne über die Länge meines Aufenthalts oder über die Entlohnung für meine Arbeit zu sprechen. So hatte ich in der Tat nicht mehr Rechte als ein Sklave, und doch verließ ich das Schiff so anmaßend und hochmütig wie ein Zwerghahn. Ich meinte, alles im Griff zu haben und bald als reicher Mann nach England zurückzukehren.

Als wir zu Clows Inselfestung ruderten, sagte er selbstgefällig: ›Du wirst für meine Frau arbeiten. Sie ist Afrikanerin und wird nie genug davon bekommen, sich mit einem englischen Diener vor den eingeborenen Königen und den Händlern wichtig zu machen, die zu uns zu Besuch kommen.‹ Und dann warf er den Kopf zurück und lachte.«

Pea Eyes Sklave

Hamilton sprang vom Stuhl auf. »Du warst Sklave einer schwarzen Frau?«, rief er aus, und dann begann er zu lachen. Zuerst kicherte er nur ein wenig; aber wie verdreht war doch die Welt! Dieser Mensch, der seine Mutter in die Sklaverei gebracht hatte, war selbst der Sklave einer Afrikanerin gewesen. Irgendwie schien es ja doch ein wenig Gerechtigkeit in der Welt zu geben! Und dann lachte er, bis ihm die Tränen kamen.

»Los, weiter!«, rief er, als er wieder sprechen konnte. »Die hat dich sicher viel besser behandelt als die Sklaventreiber in Amerika es mit uns machen!«

»Vielleicht ... vielleicht. Aber ich habe keine Vergleichsmöglichkeit. Ich war ja noch nie in den Kolonien. Aber wie es war, kann ich dir erzählen ... wenn es dich interessiert.«

»Na, klar«, sagte Hamilton, als er sich wieder hinsetzt hatte. »Ich will etwas über mein Volk und über mein Land erfahren. Wie geht's da zu?«

So fuhr Newton fort.

»Clow hatte ein ziemlich großes Holzhaus auf der Insel erbaut und hatte angefangen, Plantagen von Lindenbäumen anzupflanzen, deren Holz er an die Holländer verkaufte. Die glauben nämlich, Lindenholz bewahre die Seeleute vor Krankheiten.



Als wir landeten, kamen eine ganze Menge Leute, um uns zu begrüßen. Alle waren Afrikaner. Ich hatte noch nicht viele schwarze Menschen gesehen, bevor wir sie als Sklaven an Bord nahmen. Und viele von ihnen kamen direkt aus dem Busch und waren verwundet und sahen verwahrlost aus. Aber die Afrikaner, die uns auf der Insel entgegenkamen, waren sehr beeindruckend. Sie gehörten zu Clows Haushalt als seine Diener, als seine Feldarbeiter – und sogar als seine Ehefrau.

Sie ging zwischen den anderen herum, als sei sie eine Königin. Sie war groß und sehr schön, mit einer samtene Haut und sprühenden Augen und viel goldenem Schmuck. Später erfuhr ich, dass sie in ihrem Stamm eine Prinzessin war und sehr zu Clows Erfolg beitrug, weil sie viele einheimische Könige dazu brachte, mit Clow Geschäfte zu machen.

›Dies ist John Newton‹, sagte Clow, während er mich seiner Frau vorstellte. ›Newton, das ist meine Frau, Pea Eye.‹

Sie blickte mich nur kurz an und wandte sich ab, als sei ich nichts weiter als eine halb ertrunkene Katze, die er aus dem Wasser gefischt hatte. Interessant waren für sie nur die Kisten mit Festkleidern und Schmuckstücken, die er aus England mitgebracht hatte.

›Clow‹, sagte sie in sehr gutem Englisch, nachdem sie die Schätze begutachtet hatte, ›bringe die Sachen oben ins Haus und bewahre sie für mich auf.‹ Clow gehorchte augenblicklich, und ich begann zu begreifen, wer auf dieser Insel das Sagen hatte.

Ich folgte ihnen mit meinen wenigen Habselig-

keiten, zu denen mein Geometriebuch gehörte, während Clow den Dienern befahl, das Boot festzumachen und die Kisten ins Haus zu schaffen.

Ich betrat das Haus hinter Clow und wartete, dass man mir mein Zimmer zeigte, als Pea Eye das erste Mal von mir Notiz zu nehmen schien. Sie fragte mürrisch: ›Was macht der denn hier? Schick ihn raus zu den anderen.‹ In diesem Augenblick wusste ich, dass es mir schlecht gehen würde, wenn ich sie nicht für mich einnehmen konnte.

›Raus zu den anderen‹ hieß, ich sollte in eine der runden Lehmhütten gehen, die mit Stroh gedeckt waren und nur Lehmfußböden hatten. Ich nehme an, dass sie so aussehen wie die typischen Häuser in den meisten afrikanischen Dörfern. Die darin wohnten, waren Clows persönliche Diener und Ackerleute, nicht Sklaven, die an die Schiffe verkauft wurden. Die für den Markt bestimmten Sklaven waren in einem festungsartigen Blockhaus eingesperrt, und weil man erst kürzlich die meisten an Bord eines Sklavenschiffes gebracht hatte, war das Gebäude fast leer.

Ich hatte eine Hütte für mich allein und fand mein Unterkommen nicht allzu schlecht, zumal ich an Bord so lange krumm in einer engen Hängematte hatte schlafen müssen.

Ich sah Clow den ganzen Abend nicht mehr, bis er mich zum Essen rief. Die anderen Diener bereiteten ihr Abendbrot über offenem Feuer. So nahm ich an, Clow hätte irgendwie Pea Eye überredet, mich im Haus zu dulden, weil das Abendbrot offensichtlich nicht ›fürs Personal‹ gedacht war.

Das Mahl war ausgezeichnet, das beste, was ich seit Langem genossen hatte, und Clow unterhielt sich sehr nett mit mir. Aber Pea Eye sprach mich mit keinem einzigen Wort an.

Am nächsten Tag fühlte ich mich krank und blieb in meiner Hütte. Essen und Trinken schickte man mir, wenn ich auch kaum etwas zu mir nehmen mochte. Es wurde immer schlimmer, und am folgenden Tag besuchte Clow mich mit sorgenvollem Gesicht. ›Du hast das Tropenfieber‹, sagte er, obwohl er es gar nicht genau wusste. ›Ich kann nicht bei dir bleiben, weil ich eine Reise flussaufwärts machen muss. Ich werde wohl zwei Monate fortbleiben. Aber Pea Eye wird sich um dich kümmern.‹

Ich hatte so meine Bedenken; aber ich fühlte mich zu schwach, um zu protestieren, und die Flussreise in den Dschungel mitzumachen, war ich nicht in der Lage. Ich hatte gehört, dass viele Weiße an diesem Fieber gestorben waren, und ich hoffte nur, dass es mir nicht auch so gehen würde.

Am nächsten Tag war ich fast bewusstlos von der Krankheit – plötzlich schwitzte ich, und im nächsten Augenblick zitterte ich vor Kältegefühl. Über lange Zeiten des Tages war ich ohne Besinnung. Einmal erinnere mich, wach geworden zu sein, als Pea Eye über mir stand. ›Wasser ... Wasser!‹, bettelte ich; aber sie lachte nur und ging fort. Sie brachte mir nichts zu essen, und ich wäre sicher gestorben, hätte nicht einer der Diener etwas Wasser und Nahrung mit mir geteilt, wenn Pea Eye nicht in der Nähe war.

Das ging viele Tage so, obwohl es mir nicht so lange vorkam, weil ich meistens bewusstlos dalag.

Dann, ganz allmählich, erlebte ich wieder längere Abschnitte, in denen ich bei Verstand war. Aber ich fühlte mich darum nicht besser, eher schlechter, und war mir sicher, bald zu sterben. Doch einer der Diener versicherte mir, ich hätte das Schlimmste überstanden und würde wieder gesund. ›Dein Geist hatte dich schon beinahe verlassen‹, sagte er und schüttelte den Kopf.

Wieder war ich vor dem Tod bewahrt worden, und manchmal bedrängte mich nachts die Frage: *Warum? Warum habe ich überlebt, wo so viele daran gestorben sind?* Ich wusste, dass Christen glauben, Gott habe über Tod und Leben zu entscheiden; aber ich wollte solche Ideen nicht an mich heranlassen; denn das würde bedeuten, Gott hätte mein Leben für einen Zweck verschont, und davon wollte ich nichts wissen. Mir gefiel es nicht, dass Gott etwas mit mir vorhaben sollte. Ich wollte mit Gott absolut nichts zu tun haben.

Eines Tages brachte Pea Eye einen kleinen Teller mit Essbarem; aber sie wollte ihn mir nicht in die Hand geben. Stattdessen stellte sie ihn auf den Fußboden, als fütterte sie einen Hund. Dabei lachte sie über meine Bemühungen, zu dem Teller hinzukriechen. Jedes Mal, wenn ich einen oder zwei Bissen erreicht hatte, stieß sie ihn mit dem Fuß weiter, damit ich wieder hinterherkriechen musste.

Als ich kräftig genug war, aus der Hütte zu schwanken, fragte ich sie, warum sie mich so schlecht behandelte. ›Ich will dich hier nicht haben‹, antwortete sie ehrlich.

›Warum nicht? Ich habe dir doch nichts Böses getan.‹

›Du bist ein Europäer.« Dabei spuckte sie aus. ›Du erinnerst meinen Mann an England. Vielleicht geht er darum eines Tages nach England zurück und lässt mich allein.« Danach ging sie weg.

Endlich begriff ich, warum sie mich hasste. Ich bedrohte ihre Sicherheit und ihren komfortablen Lebensstil. Sie lebte wie eine Königin; doch wenn Clow sie verließ, kamen keine Schiffsladungen mit guten Sachen aus England, um mit den Häuptlingen und Königen Handel zu treiben. Dann wäre sie gar nichts mehr. Außerdem hatte sie zwar Clow in seinen Unternehmungen sehr unterstützt; aber das geschah, indem sie viele afrikanische Landsleute betrog und in die Sklaverei brachte. Die Verwandten und Freunde dieser Leute würden sich an ihr rächen. Sie war also ohne Clow nicht sicher.

Aber dass ich nun verstand, warum Pea Eye mich hasste, brachte mir nichts ein. Es gab einfach nichts, womit ich sie gewinnen konnte.

Als Clow endlich nach Hause kam, war ich wieder auf den Beinen, wenn auch noch reichlich schwach. Er hatte eine erfolgreiche Reise gehabt und war sehr lustig, und ich hoffte, wir könnten nun anfangen, eine Geschäftsbeziehung aufzubauen. Aber Pea Eye hörte nicht auf, ihm zu erzählen, ich sei ein Betrüger und wollte ihn bestehlen. Am Anfang wollte er das nicht glauben; aber je häufiger man eine Lüge wiederholt, umso glaubhafter wird sie. Clow fing an, sich vor mir in Acht zu nehmen. Nie ließ er mich allein in einem Zimmer, in dem er seine Geschäftsbücher hatte, auch übertrug er mir keinerlei Verantwortung.

Während dieser Zeit arbeitete ich in seinen Lindenplantagen und pflanzte zusammen mit den anderen Feldarbeitern neue Bäume unter den wachsamen Blicken von Pea Eye. Dann musste Clow eines Tages zu einer weiteren Handelsexpedition aufbrechen und sagte mir, ich sollte ihn begleiten. Ich dachte, er würde endlich anfangen, mir zu vertrauen. Aber ich fürchte, er wollte mich nur wegen seines wachsenden Misstrauens besser unter Aufsicht haben.

Wir waren schon mehrere Tage mit seinem Boot unterwegs, als wir einen anderen europäischen Händler trafen. Clow lud den Händler auf unser Boot ein, und sie tranken fast den ganzen Abend, bis sie völlig betrunken waren. Am nächsten Morgen fehlte eine Kiste mit sechs Musketen darin, die Clow mitgebracht hatte, um dafür einige Sklaven einzutauschen. Mir war klar, dass der Fremde sie gestohlen hatte, und ich erwähnte diese Möglichkeit vor Clow. Doch als er den Menschen zur Rede stellte, wurde der wütend und fing an zu schreien: ›Ich? Wieso denn ich? Wie kamst du bloß auf die Idee? Oh, mein Freund, wie kannst du nur einen Händlerkameraden verdächtigen, wo wir doch schon seit Jahren entlang dieser Flüsse unser Geschäft betreiben. Zeigt das nicht, wie ich es mit dir meine? Irgendein Bösewicht muss dir diesen Gedanken in den Kopf gesetzt haben.‹

Clow antwortete nicht; aber sein Blick wandte sich mir zu, wie ich hinten im Boot saß.

Als der andere Händler das sah, wandte er sich mir zu. Seine Augen riss er weit auf und mit gespielmtem Ernst sagte er: ›Nein, das hätte ich nicht



von diesem Kerlchen gedacht. Aber ... anscheinend will er seine Tat verbergen. War er es vielleicht, der dich bestohlen hat?<

Damit war mein Schicksal entschieden. Bis dahin hatte ich alles mögliche Böse getan; aber gestohlen hatte ich noch nicht. Allerdings gab es anscheinend nichts, was für mich gesprochen hätte. Mit dem Argwohn belastet, den Pea Eye gesät hatte, und bei den wilden Beteuerungen des wahren Diebes glaubte Clow, ich sei der Schuldige.

Clow war so wütend, dass er drohte, mich auf der Stelle zu erschießen. Und er hätte es wohl auch getan, wäre nicht in diesem Augenblick ein Konvoi von Paddelbooten um die Flusskrümmung gekommen. Die Eingeborenen paddelten zum Dröhnen einer Trommel und zu den rhythmischen Gesängen der Krieger, die kunstvoll angemalt und mit Federn geschmückt waren. Mitten auf den Booten waren jeweils drei oder vier Gefangene, die mit starken Lianen aneinandergebunden waren.

Die Gefangenen wurden Clow im Tausch für seine Schätze übergeben. Die Verhandlungen über den Preis für jeden Sklaven waren schwierig, besonders weil Clow die Musketen fehlten, die er dem Häuptling versprochen hatte. Solche Waffen hätten dem Häuptling Macht verliehen und ihm Sicherheit gegeben gegen Rachefeldzüge anderer Stämme, denen er Mitglieder geraubt hatte. Ohne die Musketen befanden sich seine Leute in großer Gefahr.

Schließlich, als er den Häuptling mit einer ziemlich großen Menge Rum besänftigt hatte, konnte Clow ihm die besten Gefangenen abhandeln – er wollte immer nur junge, körperlich gesunde Leute haben.

Sobald er die Gefangenen in Holzkäfige auf dem

Boot verfrachtet hatte, lichtete er die Anker und fuhr flussabwärts zurück. Ich hörte ihn sagen: ›Wenn dieser Häuptling nüchtern wird und entdeckt, dass alles, was er für die Sklaven erhalten hat, nur einige Macheten und ein paar Rollen Stoff und ein kleines Fass mit Wasser gepanschten Rums ist, wird er wahnsinnig wütend, Newton.‹ Dabei starrte er mich an. ›Du hast mich um einen meiner besten Handelsplätze gebracht. Hier darf ich mich für lange Zeit nicht wieder sehen lassen.‹

An der Flussmündung war eine kleine Siedlung, und Clow kerkerte die Sklaven in einem Lagerhaus ein, von wo er sie später abholen wollte. Dann ging die Reise weiter nach Süden zu der nächsten Flussmündung.

Aber inzwischen hatte ich erfahren müssen, welches Geschick mich getroffen hatte. Sooft Clow das Boot verließ, kettete er mich mit einer eisernen Fessel ans Bootdeck. Es waren die gleichen Ring-eisen, die an Bord der anderen Sklavenschiffe benutzt wurden. Während der Atlantiküberquerung wurden immer ein paar Sklaven an Deck gebracht, um frische Luft zu atmen. Dazu fesselte man sie mit solchen Ringeisen, damit sie nicht über Bord springen konnten.«

Hamilton unterbrach Newtons Erzählung. »Halt mal! Wenn ein Schiff mitten auf dem Atlantik war, warum sollte dann ein Sklave über Bord springen?«

Newton rieb sich seinen Kopf in seinen Händen. Als er den jungen Afrikaner betrachtete, lag

ein schmerzhafter Zug auf seinem Gesicht. »Manche dieser Sklaven waren stolze Leute. Der Gedanke, aus ihrer Heimat geraubt und in ein fernes Land als Sklave verschleppt zu sein, war ihnen so unerträglich, dass sie lieber starben, als solcher Zukunft ins Auge zu blicken.«

»Dann wollten sie lieber ins Meer springen?«, fragte Hamilton.

»Ja, oder ihrem Leben auf andere Weise ein Ende bereiten.«

»Wie denn?«

»Indem sie die Nahrung verweigerten.«

»Starben sie daran?«

»Selten ... sehr selten. Wir ließen es nicht dazu kommen.«

»Was habt ihr dagegen unternommen?«

Newton blickte aus dem Fenster. »Ich glaube, das willst du gar nicht so genau wissen. Es ist besser, ich erzähle meine Geschichte weiter.«

»Nein, erzähle. Erzähl mir alles!«

Newton schüttelte langsam seinen Kopf.

Hamilton griff in seine Tasche, holte die Pistole wieder hervor und richtete sie auf sein Gegenüber. »Ich sagte, du solltest alles erzählen!«, wiederholte er langsam und scharf.

Newton seufzte. »Wir hatten so einen Keil – zum Glück benutzten wir ihn nur selten –, also, wir hatten einen Keil, den wir den Sklaven mit Gewalt zwischen die Zähne drückten. Der Keil bestand aus zwei Hälften, die man mit einer Schraube auseinanderdrehen konnte. Damit zwang man die Person, den Mund so weit zu öffnen, dass wir sie zwangsweise ernähren

konnten.« Er machte eine Pause. »Wir wollten wirklich nicht, dass jemand starb.«

»Natürlich nicht!«, höhnte Hamilton voller Zorn. »Ich weiß auch, warum. Tote Sklaven bringen kein Geld. Es ging euch und den Schiffsreedern immer nur ums Geld. Stimmt's?«

»Du hast recht. Immer nur ums Geld.« John Newton stand auf, um das Feuer wieder zu entfachen, dann fuhr er fort.

»Mir wurde nie erlaubt, unter Deck zu kommen, obwohl die Monsunregenfälle begonnen hatten. Mein einziger Schutz war ein behelfsmäßiges Zelt aus altem Segeltuch, und meine Nahrungsrationen wurden auf einen halben Liter Reis pro Tag reduziert – sofern Clow überhaupt daran dachte. Dazu kam manchmal ein Fisch, wenn ich einen fangen konnte.

Jedes Mal, wenn Clow das kleine Schiff verließ, schloss er mich in das Ringeisen, von dem aus ich weder das Zelt erreichen noch fischen konnte. Meine einzige Kleidung bestand aus einem zerrissenen Hemd und einer Hose, die auf den Knien große Löcher hatte – und einem Taschentuch, das mir als Mütze diente. In diesem Zustand erduldeten ich zwanzig, dreißig, ja vierzig Stunden orkanartige Stürme, während Clow die Zeit irgendwo an Land verbrachte.

Oft kam mein Fieber zurück, und ich meinte, sterben zu müssen.

Als wir schließlich zu Clows Insel zurückkehrten, befahl mir Pea Eye, den Landarbeitern zu helfen, den

Dschungel zu roden und Linden zu pflanzen. Aber bevor ich auf die Felder geschickt wurde, brachte Pea Eye mich zum Schmied, der mir zwei Fußfesseln verpasste. ›Damit du nicht entwischt!‹, sagte sie lachend, als ob es überhaupt eine Möglichkeit gab, von der Insel fortzukommen. Später, auf den Feldern unter der heißen Tropensonne, war der afrikanische Aufseher mit seinen Peitschenhieben mir gegenüber genauso freigebig wie gegenüber den anderen Sklaven. Ich war nicht anders als Pea Eyes übrige Sklaven.

Eines Tages, als Clow und Pea Eye kamen, um die Felder zu inspizieren, verspottete er mich: ›Wer weiß? Irgendwann machst du vielleicht auch dein Glück und kommst zurück, um die Früchte deiner Arbeit an diesen Bäumen zu ernten.‹

Pea Eye musste schrecklich laut und lange darüber lachen. Endlich hatte sie mich da, wo sie mich haben wollte: Ich war ein gewöhnlicher Sklave, der ihrem kleinen Königreich nicht mehr gefährlich werden konnte.«

Rettung!

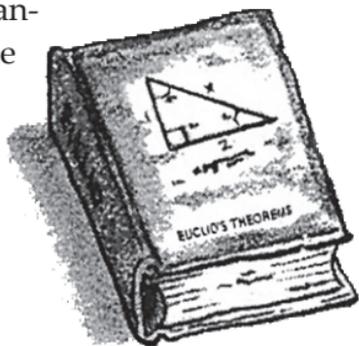
Hamilton war von seinem Stuhl aufgestanden und ging zum Fenster. Draußen war es dunkel, und alles, was er sehen konnte, waren einige Lichter in den Fenstern der Nachbarhäuser. Auf den Straßen in der Umgebung gab es keine Straßenlaternen.

Er wandte sich blitzschnell zu seinem Gefangenen um, der im Licht des Kaminfeuers saß. Er war unvorsichtig geworden. Newton hätte einen Feuerhaken ergreifen und ihm über den Kopf schlagen können. Aber ... irgendwie fühlte Hamilton, dass solche Gefahr nicht bestand. Obwohl der alte Kapitän die Landsleute des Jungen in die Sklaverei gebracht hatte, begann Hamilton dem Mann zu vertrauen, der da in seiner Pastoren-Studierstube saß. Konnte dieser freundliche Mensch das Monster sein, das Hamilton sich unter ihm vorgestellt hatte? Wenn nicht, wie war es zu einer solchen Veränderung gekommen?

»Können wir ein bisschen Licht machen?«, fragte der Junge nervös. »Es wird ganz dunkel hier.«

»Natürlich«, sagte Newton. Er hielt einen Span ins Feuer, und als der Feuer gefangen hatte, zündete er damit die Lampe auf dem Kaminsims an und noch eine, die auf einem kleinen Tischchen stand.

Als Newton an der Stellschraube drehte, damit die



Lampen hell brannten, sagte Hamilton kopfschüttelnd: »Aus deiner Geschichte sehe ich, dass du genau wusstest, was es heißt, ein Sklave zu sein. Aber wenn du wusstest, wie schrecklich das ist, wie konntest du das jemals anderen Menschen antun? Wie brachtest du es fertig, andere Menschen in die Sklaverei zu schicken?«

Der Pastor schüttelte den Kopf. »Schmerzen zu kennen, reicht meistens nicht aus, uns daran zu hindern, sie anderen zuzufügen. Hast du schon einmal Hühner beobachtet?«

Hamilton nickte. »Klar, wir hatten eine ganze Menge davon auf der Plantage. Ich musste sie jeden Tag füttern.«

»Na, dann hast du sicher beobachtet, dass der starke Hahn alle Schwächeren hackt, sie vom Futter oder von einem frisch gefundenen Wurm fortjagt. Aber sind die Schwächeren netter zueinander, weil sie nicht gern gehackt werden mögen? Niemals! Sie hacken auf das nächstschwächere Huhn ein.«

Hamilton musste beinahe lachen. Wie oft hatte er das bei den Hühnern gesehen.

»Wir Menschen sind genauso«, sagte Newton. »Wir geben das Böse weiter, das wir erlebt haben – bis irgendetwas uns verändert.«

»Menschen verändern? Pah! Wer könnte das fertigkriegen?«

»Setz dich hin, und ich will es dir erzählen.«

Hamilton kehrte zu seinem Platz dem Kapitän gegenüber zurück. Immer noch ruhte seine Hand lose auf der Waffe in seinem Schoß, als Newton weitererzählte.

»Fast ein ganzes Jahr lang war ich ein elender Sklave auf jener Insel. Mein einziger Besitz waren die zerrissenen Lumpen, die ich auf dem Leib trug, und mein Geometriebuch. Während der seltenen Gelegenheiten, bei denen ich nicht auf den Feldern arbeiten musste oder so müde war, dass ich sofort einschlief, nahm ich gewöhnlich mein Geometriebuch mit an den Strand und zeichnete Dreiecke in den Sand. Ich hatte keine Freunde, und das war mein einziger Zeitvertreib, der mich davon abhielt, verrückt zu werden.

Clow erlaubte mir nicht, die Schiffe zu besuchen, wenn sie zu ihm kamen, um Sklaven zu kaufen. Er wusste, dass es für einen Engländer verboten war, einen anderen Engländer zu versklaven. So schloss er mich immer weit entfernt von dem kleinen Hafen ein, an dem alle möglichen Boote gewöhnlich anlegten, mit denen die Händler von den großen Schiffen an Land kamen.

Aber ich schaffte es, dass mir ein afrikanischer Diener etwas Papier und Schreibzeug aus Clows Haus brachte. Damit schrieb ich einen Brief an meinen Vater in England, beschrieb ihm meine Lage und bat ihn um Hilfe. Derselbe mitleidige Afrikaner schmuggelte den Brief an Bord des nächsten englischen Schiffes, das zu uns kam, und ich wartete gespannt auf eine Antwort in der Hoffnung, noch am Leben zu sein, wenn die Hilfe eintraf.

Als die Zeit längst verstrichen war, in der von meinem Vater Antwort hätte kommen können, schrieb ich noch einen Brief, weil ich meinte, der erste sei verloren gegangen.

Dann kam eines Tages ein englischer Händler zu uns und baute sich an der anderen Seite der Insel ein Haus. Pea Eye war das gar nicht recht; aber Clow freute sich über die Gesellschaft eines Landsmanns – was er eigentlich von mir erhofft hatte.

Natürlich konnte er mich nicht fortwährend verborgen halten, wenn der Fremde auf der Insel war. Und als der merkte, dass ich wie ein Sklave gehalten wurde, drückte er Clow gegenüber seine Verwunderung aus. ›O, er ist kein Sklave‹, sagte Clow. ›Er ist ein Diener, der Lohn erhält; er hat mir aber Musketen gestohlen, und darum wird er so bestraft.‹

Als allerdings die Zeit verging, und meine ›Bestrafung‹ gar nicht aufhörte, wurde der Mann misstrauisch. Eines Tages stellte er fest, dass ich geometrische Figuren in den Sand malte, und ihm wurde klar, dass ich manche Schule besucht haben musste. Darum verlangte er von Clow, dass er mit mir reden könne.

Ich glaube, das ärgerte Clow mächtig, weil ihm dämmerte, in welche Schwierigkeiten er kommen würde, weil er einen Weißen zum Sklaven gemacht hatte. Zufällig war ich in Hörweite, als Clow sagte: ›Du bist allein und neu auf der Insel. Ich glaube, du könntest eine Hilfe gebrauchen. Warum stellst du den Burschen nicht an? Es scheint, als könnte ich mit ihm nicht richtig umgehen; aber du hast offensichtlich mehr Erfahrung.‹

Ob sich der Händler nun durch Clows Worte geschmeichelt fühlte, oder ob er mir tatsächlich helfen wollte, weiß ich nicht. Jedenfalls wurde der Handel abgeschlossen, und ich ging noch am selben Abend mit meinem neuen Herrn in dessen Haus.

Wie wunderbar war es, sich endlich einmal wieder mit Seife waschen zu können und zum ersten Mal seit über einem Jahr sauberes Zeug anzuziehen!

Wieder war ich von einem wahrscheinlichen Tod errettet worden. Clows und Pea Eyes Behandlung war so grausam, und das Tropenklima mit seiner unerträglichen Hitze und dem schweren Monsunregen so hart, dass ich jederzeit wieder das tödliche Fieber bekommen konnte.

Dieser Händler hörte mir zu und – aus welchem Grund auch immer – glaubte mir, besonders, weil ich ihm zeigte, dass ich hart für ihn arbeiten und ihm bei seinen Geschäften helfen wollte. Wir fuhren so manchen Fluss hinauf und handelten Elfenbein, Holzschnitzereien, kostbare Steine und – natürlich – Sklaven ein.

Nach einigen so verbrachten Monaten hatte ich schon fast den Brief an meinen Vater vergessen und meine ›Not‹, errettet zu werden. Das Leben war ungleich besser geworden, und es bestand die Möglichkeit, Geschäftspartner des neuen Händlers zu werden oder gar ein eigenes Unternehmen aufzuziehen. Bei einem so komfortablen Leben, in dem Sklaven für mich die Arbeit taten und ich aufregende Fahrten ins Binnenland machte, fing ich an, mich glücklich zu schätzen.

Aber mein Vater war nicht untätig geblieben. Er sagte zu Joseph Manesty, dem Besitzer einer Reederei, er würde eine Belohnung an jeden seiner Kapitäne bezahlen, der seinen Sohn ausfindig machte und nach England zurückbrächte. Einer von ihnen, der das Schiff *Greyhound* befahligte, war fest ent-

schlossen, die Belohnung zu verdienen, und fragte in jedem Hafen entlang der gesamten afrikanischen Westküste nach mir.

So kam die *Greyhound* zufällig an einem Nachmittag an unserer Küste vorbei, als wir gerade Nachschub an Handelsgütern brauchten. Wir entzündeten ein Feuer, um ein Rauchsignal zu senden, damit man auf uns aufmerksam wurde. Langsam kam das Schiff näher und warf Anker. Als die Barkasse den Kapitän an Land gebracht hatte, freute er sich riesig, mich gefunden zu haben, und lud mich ein, an Bord zu kommen.

Überraschenderweise ging es mir gar nicht mehr darum, Afrika zu verlassen. Mein Wunsch, ein reicher Mann zu werden, war wieder wach geworden.

Der Kapitän wollte sich seine Belohnung nicht entgehen lassen. Darum sagte er: ›Hast du nichts davon gehört, dass dein Onkel gestorben ist und dir ein Vermögen hinterlassen hat, das jedes Jahr einhundert Pfund Silber einbringt?‹

Na ja, das war etwas anderes, dachte ich. Von so viel Geld konnte ich wundervoll leben, auch wenn ich mir nicht vorzustellen vermochte, welcher Onkel mir so viel Geld vermacht haben könnte. Einerlei, ich war überzeugt, nach England zurückkehren zu sollen. So fuhr ich mit der *Greyhound* heim.

Die *Greyhound* war kein Sklavenschiff, sondern transportierte Gold, Elfenbein, Indigo (zum Blaufärben von Stoffen) und Bienenwachs. Das Schiff hatte noch nicht genügend Ladung eingesammelt, so segelten wir südwärts und liefen für unsere Geschäfte weitere Häfen an. Mir wurde die Zeit lang,



weil es so lange dauerte, nach England zurückzukehren, und darüber vergaß ich ganz, der Quälerei unter Clow und Pea Eye entronnen zu sein.

Mein altes Wesen zeigte sich wieder. Ich empfand gegenüber Gott keinerlei Dankbarkeit und noch viel weniger gegenüber dem Kapitän des Schiffes, und ich wurde unausstehlich, weil ich meinte, meine Zeit auf der *Greyhound* zu verplempern. Ich begann immer mehr, mich zu einer Plage zu entwickeln, und ermunterte die Besatzung, ebenfalls widerborstig zu sein. Eines Nachts, als das Schiff in der Mündung des Gabun-Flusses ankerte, überredete ich fünf Matrosen mit mir um die Wette zu trinken, wer am meisten Rum vertragen konnte, bevor er bewusstlos wurde. Kurz bevor ich ins Delirium fiel, stand ich auf und tanzte wie ein Verrückter an Deck. Mein Hut fiel vom Kopf und landete im Wasser.

Ich blickte über die Reling und wollte hinterherspringen, als einer meiner Genossen mich am Hemd ergriff und zurückzog. Wieder einmal war mein Leben gerettet worden. Ich kann nicht schwimmen, und betrunken war ich auch. Die Strömung in der Flussmündung war reißend, und ich wäre sofort hinausgetrieben worden und ertrunken.

Um nach England zurückzukommen, mussten wir die gleichen Winde erreichen, welche die Sklavenschiffe benutzten, um in Äquatornähe westwärts über den Atlantik an die Ostküste Amerikas zu kommen. Und dann segelten wir nach Osten über den nördlichen Atlantik zu den Britischen Inseln.

Während dieser Reise benahm ich mich immer schlechter. Ich glaubte, ich könnte die Leute damit

amüsieren; aber ich denke, ich machte mich nur verhasst. Seeleute sind oft sehr abergläubisch, und obgleich sie lustig drauflosschwören und -fluchen, gibt es eine Grenze, von der sie meinen, sie zu überschreiten, würde Gott nicht erlauben. Ich habe diese Grenze oft überschritten, indem ich Gott verspottete und etwa sagte: ›Wenn es einen Gott gibt, soll er mich, so wie ich hier auf diesem verfluchten Schiff stehe, totschiagen.‹ Als Kind hatte mir meine Mutter eine Menge Bibelverse beigebracht; aber auf der *Greyhound* verdrehte ich sie zu Spottversen über die Bibel, über Jesus und über Gott selbst. Einmal, als ein rauer Sturm blies, stand ich an der Reling und rief ganz laut: ›Schweig und verstumme‹, wie Jesus es einmal tat und damit Wind und Wellen beruhigte. Als der Sturm nicht aufhörte, sagte ich so etwas wie: ›Der Alte will wohl heut nicht auf mich hören.‹

Solch furchtbare Lästerung erschreckte und verletzte die Besatzung, und sie erwarteten, dass Gott mich mit einem Blitz erschlagen würde.«

›Ich kann einfach nicht glauben, dass du so was getan hast‹, unterbrach ihn Hamilton. ›Sonst ist es tatsächlich ein Wunder, dass Gott dich damals nicht sogleich erschlagen hat.‹

Newtons Gesicht war ernst; aber ein beginnendes, feines Lächeln begann um seine Augen zu spielen. ›Warum sagst du das?‹, fragte er.

›Das ist doch klar!‹, antwortete Hamilton verächtlich. ›Es geht ja nicht nur um das, was du gesagt hast – so scheußlich es auch ist. Es geht darum, wie

du überhaupt gelebt hast. Alles drehte sich nur um dich selbst. Du warst so selbstsüchtig ... so abgrundschlecht und undankbar!«

»Undankbar?« Newton hob die Augenbrauen, als sei er verwundert über Hamiltons Kommentar. »Aus welchem Grund sollte ich denn dankbar sein?«

Nun war es an Hamilton, sich zu wundern. »Warum du dankbar sein solltest? Begreifst du das nicht? Kannst du das nicht sehen? Du hattest ein anständiges Zuhause, du lebstest in guten Verhältnissen, du hattest eine Mutter und einen Vater, die sich um dich kümmerten – und all das hast du einfach weggeworfen. Dann hat Gott dein Leben wieder und wieder gerettet; aber du hast nicht nach ihm gefragt. Nein, schlimmer noch, du hast Gott geflucht und dich über ihn lustig gemacht. Du bist durch und durch verdorben. Etwas Schlechteres kann ich mir gar nicht vorstellen.«

»Bist du dir sicher? Ist das schlechter, als mit Menschen zu handeln?«

»Hör doch auf! Sklavenhandel ist das, was du *betrieben* hast. Hier zeigt sich aber, wie du *gewesen* bist – durch und durch schlecht!« Hamilton stieß die Worte mit tiefstem Ekel hervor.

»Du hast recht«, antwortete Newton. »Ich glaube, du fängst an zu begreifen.«

Doch bevor Hamilton etwas erwidern konnte, klopfte es laut an der Haustür.

Auf der Heimreise

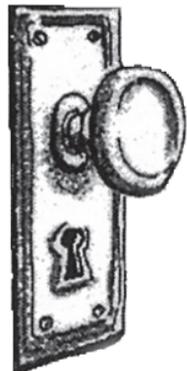
Hamilton sprang auf. Es klopfte wieder. Erschreckt griff der Junge nach der Tasche, in der seine Pistole steckte. Sie war vom Stuhl geglitten und auf den Boden gefallen. *Was für ein Esel bin ich doch*, dachte er. *Ich hätte mir doch denken können, dass es so kommen würde. Newton hat mir eine Falle gestellt und so lange erzählt, bis jemand kommt, um ihn zu retten.*

»Antworte nicht!«, raunte er leise, während er seine Pistole herausriss.

»Ich muss an die Tür gehen«, sagte Newton ruhig. »Die Lampen brennen. Wer es auch sein mag: Jeder weiß, dass ich zu Hause bin.«

»Nein! Vielleicht denken sie, du hättest sie brennen lassen, als du weggingst.« Newton schloss die Augen und schüttelte kurz den Kopf. Damit wollte er sagen, dass dieser Trick nicht funktionieren würde. Er stand langsam auf und hielt die Arme vor sich, die Handflächen gegen Hamilton gerichtet. »Lass mich zur Tür gehen und Bescheid sagen. Das geht ganz schnell. Wer auch dort sein mag, ich werde ihm sagen, dass ich beschäftigt bin.«

»Nein!«, sagte Hamilton wieder und hob seine Pistole. Aber Newton ging trotzdem weiter. Ein Teil in Hamiltons Gehirn sagte: *Jetzt! Oder du verpasst die Chance, ihn umzubringen!* Doch er zögerte.



Es war etwas in der Aufrichtigkeit dieses Menschen, das ihn anzog. Wie Newton auch gewesen sein mochte, so war er doch jetzt völlig verändert. Konnte er diesen Menschen jetzt töten?

Es klopfte wieder. Plötzlich legte Hamilton seine Pistole auf den Stuhl und schritt schnell durch den Raum. Dort verbarg er sich hinter den dichten Vorhängen, die zu beiden Seiten des Fensters herabhingen. Er hörte, wie Newton die Haustür öffnete und sagte: »Nun, Guten Abend, Mr. Fielding.«

Was die andere Person sagte, konnte Hamilton nicht verstehen; aber gleich darauf sagte Newton: »Nein. Heute Abend passt es schlecht. Ich bin sehr beschäftigt mit einer ... einer persönlichen Angelegenheit.«

Der Besucher sagte darauf noch etwas.

»O, Sie wissen doch«, antwortete Newton wieder und lachte ein wenig, »Montag ist mein Ruhetag. Wie wäre es mit morgen Abend? Dann würde ich mich über Ihren Besuch freuen.«

Nach einem Augenblick sagte der Fremde: »Gut. Ich werde bis dahin warten. Auf Wiedersehen dann.«

Hamilton hörte, wie die Tür ins Schloss fiel und Newton in einen anderen Teil des Hauses ging. Gern wäre er ihm nachgegangen. Was, wenn sein Opfer ihm entschlüpfte? Aber aus irgendeinem Grund blieb Hamilton stehen und dachte über Newtons eigenartige Geschichte nach.

Schon gleich danach kam Newton in die Studierstube zurück. Da erst merkte Hamilton voller Schreck, dass er die Pistole auf dem Stuhl liegen gelassen hatte.

Der Klang seiner Tritte und das gelegentliche Knarren der Dielenbretter zeigte Hamilton, wie langsam Newton zurückkam. *Jetzt kann er meine Pistole sehen*, dachte Hamilton. *Aber er ist nicht mehr jung; vielleicht kann ich schnell herausstürzen und die Waffe ergreifen, bevor er sie erreicht. Ach, warum hab ich sie dort liegen lassen?!*

»Hamilton Jones«, sagte Newton sanft. »Hamilton Jones, hast du dich entschieden, fortzugehen, bevor ich meine Geschichte zu Ende erzählt habe?«

Nahm er die Waffe an sich? Hamilton stand und hielt den Atem an.

Newtons Stuhl ächzte, als der alte Mann sich wieder hinsetzte.

Schließlich kam Hamilton hinter den Gardinen hervor. Newton sah ihn an und meinte freundlich: »Willst du jetzt dort hinten sitzen?« Dabei wies er mit einer Kopfbewegung auf Hamiltons Stuhl. »Oder willst du lieber den Rest der Geschichte hinter den Vorhängen hören?«

Hamilton schielte zu seinem Stuhl. Die Pistole lag immer noch dort. *Er hat sie gesehen!*, dachte Hamilton. *Warum hat er sie sich nicht geschnappt und auf mich gerichtet?*

»Entschuldige bitte, dass ich eine Minute lang verschwunden war«, sagte Newton, als Hamilton aus den Vorhängen austrat. »Aber nachdem ich den Tee getrunken hatte, musste ich« – er zeigte mit der Hand ein wenig in die Richtung – »dem Ruf der Natur folgen, sozusagen. Nun, setz dich wieder ... setz dich wieder! Wir haben gerade das gute Ende meiner Geschichte zu fassen bekommen.«

Hamilton durchquerte den Raum, nahm seine Pistole auf und setzte sich, als sei nichts Ungewöhnliches passiert.

»Nun«, sagte Newton, »ich hatte gerade erwähnt, wie abscheulich mein Betragen geworden war, als wir zur Ostküste Amerikas segelten.

Wir verbrachten einige Zeit mit dem Kabeljaufang vor der Küste von Neufundland. Dann kehrten wir um, heimwärts, nach England. Das Schiff war lange auf See gewesen und daher ziemlich heruntergekommen. Die Taue waren durchgescheuert, die Segel alt und geflickt, und der Schiffsrumpf war überall leck. Aber unsere Ladung war leicht, und so lagen wir nicht tief im Wasser und machten bei starkem Wind gute Fahrt.

Nach neun Tagen wurde der Wind zum Sturm; aber selbst unsere schnelle Fahrt nach Hause interessierte mich nicht. Ich ging an jenem Abend ins Bett, gepeinigt von Langeweile – so sehr gelangweilt, dass ich tatsächlich anfang, in den frommen Büchern des Kapitäns zu lesen. Eins von ihnen brachte mich zum Nachdenken: *Was wäre, wenn es stimmte, was dort geschrieben stand? Was wäre, wenn es Gott tatsächlich doch gäbe?* Mich überkam ein solcher Schreck, dass ich das Buch zuschlug. Falls es Gott wirklich gibt, hatte ich ihm mit meiner Faust ins Gesicht geschlagen und war in allergrößter Gefahr.

Ich wurde von einem Guss Wasser geweckt, der mir ins Gesicht spritzte. Das Schiff wurde hin und

her geworfen, und der Wind heulte durch die offene Luke und die Treppe hinab. Ich sprang aus meiner Koje und wollte loslaufen und den verfluchen, der die Luke offen gelassen hatte; aber das Wasser reichte mir schon bis an die Knie. Ich fand meine Stiefel, zog sie an und watete die Leiter hinauf.

Auf meinem Weg nach oben zum Deck begegnete ich dem Kapitän. Er befahl mir zurückzugehen und mein Messer zu holen. Er brauchte jetzt jede Hilfe, um die Takelage zu zerschneiden. Dem einen Mast war die Spitze abgebrochen, und einige Rahen, die von der Takelage gehalten wurden, schwangen wie Rammböcke auf dem Deck umher.

Vor mir stieg einer die Leiter hinauf, der sofort von einer Riesenwelle über Bord gespült wurde.

Ich habe manchen Sturm auf See erlebt; dieser war aber der bei Weitem schwerste. Seine Kraft war dermaßen gewaltig, dass er die oberen Planken des Schiffes an einer Seite einfach fortriss. Das Schiff begann zu sinken. Wir stopften unsere Bettdecken und Kleidung in die Löcher und Spalten an dieser Seite. Darüber nagelten wir Bretter; aber immer noch strömte das Wasser in das Schiff.

Während des ganzen Tages konnten wir nichts weiter tun, als die Pumpen zu bedienen und eine Eimerkette zu bilden. Ich pumpte wie wild – wir alle taten es, weil es galt: entweder pumpen oder sterben. Aber der Sturm hörte und hörte nicht auf. Wir waren alle kurz vor dem Zusammenbruch. Der Wind wehte so stark, dass ich meinte, er sauge mir den Atem aus der Lunge. Und der peitschende Regen prasselte dermaßen schmerzhaft auf jeden Flecken

unbedeckter Haut, als würde jemand mit Kieselsteinen nach mir werfen.

Wir pumpeten, bis wir kaum noch stehen konnten, dann wechselten wir mit einem aus der Eimerkette und schöpften Wasser, bis unsere Rücken schmerzten, als seien sie gebrochen. Und doch kamen wir kaum gegen die Lecks an.

Der Wind und der frierende Regen waren fast nicht zu ertragen, und wir, die aus tropischen Zonen kamen, waren trotz fieberhafter Arbeit durchgefroren bis auf die Knochen. Ich zitterte und schwitzte zur selben Zeit und wurde so schwach, dass mich meine Beine fast nicht mehr trugen.

Als ich nicht mehr arbeiten oder schöpfen konnte, befahl mir der Kapitän, das Ruder zu bedienen und das Schiff zu steuern. ›Binde dich mit einem Tau am Ruder fest!‹, rief er. ›Auf die Weise kannst du nicht ins Meer gespült werden.‹

Ohne zu begreifen, was ich sagte, rief ich zurück: ›Wenn das geschieht, dann gnade mir Gott!‹ Einige Minuten später starrte ich in den peitschenden Regen und dachte über meine Worte nach. Ich fragte mich: *Warum sollte Gott – wenn es denn einen gibt – jemandem Gnade erweisen, der sich über ihn lustig machte, seine Existenz leugnete und es wagte, ihn herauszufordern, ihn umzubringen?*

Zum ersten Mal bekam ich richtig Angst – nicht davor, in diesem Sturm umzukommen, sondern dass ich nach dem Tod Gott vor die Augen treten sollte. Als der Sturm weiterwütete, versuchte ich mich an all das zu erinnern, was ich Frommes als Kind gelernt hatte. Würde Gott mir vergeben? Ich wusste



es nicht; aber ich erinnerte mich an einen grausigen Text aus dem Buch der Sprüche über einen Narren, der Gottes Zurechtweisungen in den Wind geschlagen hatte. Ich musste ihn bei meiner Mutter auswendig lernen, und er lautet:

... so werde auch ich bei eurem Unglück lachen, werde spotten, wenn euer Schrecken kommt wie ein Unwetter, und euer Unglück hereinbricht wie ein Sturm, wenn Bedrängnis und Angst über euch kommen. Dann werden sie zu mir rufen, und ich werde nicht antworten; sie werden mich eifrig suchen und mich nicht finden (Sprüche 1,26-28).

Es schien genau das zu sein, was ich jetzt erlebte, auch das mit dem Sturm. Hieß es nun, Gott würde nicht mehr auf mich hören? Und dass ich ihn nicht finden könnte? Der Gedanke überfiel mich mit großem Schrecken. Jedes Mal, wenn eine Welle über meinen Kopf hinging, kam mir der Satz in den Sinn: ›Sie werden mich eifrig suchen und mich nicht finden.‹

›O Herr!‹, schrie ich laut. ›Bitte, lass mich dich finden!‹ Ob mich sonst noch jemand bei dem brüllenden Sturm hören konnte, war mir völlig egal. Zum ersten Mal suchte ich Gottes Gnade. Und zum ersten Mal begann ich zu begreifen, wie ich ihn verworfen und verspottet hatte.

Doch als der Sturm an meinem Körper riss, kam mir noch ein anderer Gedanke: Ich, der ich sogar Gottes Existenz bezweifelt hatte, erkannte ihn nun an, wenn auch aus Angst. Da kam mir ein anderer Vers in den Sinn, den mich meine Mutter gelehrt hatte – wieder aus den Sprüchen: ›Die Furcht des

HERRN ist der Weisheit Anfang (Sprüche 1,7). Irgendetwas war mit mir geschehen. Der Herr hatte mein Gebet erhört, wenigstens insoweit, als ich an seine Existenz glaubte. Vielleicht bestand ja Hoffnung, ihn doch noch zu finden!

Als die Stunden vergingen, ließ auch langsam der Sturm nach, und gegen sechs Uhr abends wurde gemeldet, dass die Pumpen den Wasserstand im Schiff so weit senkten, dass keine Gefahr mehr bestand. Wenn kein weiterer Sturm kam und nicht noch mehr Schaden entstand, konnte das Schiff schwimmend gehalten werden.

Endlich wurde mir eine Pause gewährt, und ich fiel in meiner Koje in einen wohlverdienten Schlaf, doch außer Gefahr waren wir noch nicht. Das Schiff war immer noch ein Wrack. Ein weiterer Sturm würde es untergehen lassen. Die Schweine und Schafe und Hühner, die wir als Nahrung mitgenommen hatten, waren über Bord gespült worden und der meiste übrige Vorrat vom Salzwasser verdorben. Alles, was wir noch hatten, war ein Fass mit Fisch und etwas Schweinefutter.

In den folgenden Tagen kamen wir nur langsam voran, weil die meisten Segel fortgeweht waren, und ich pumpete fleißig, wenn ich an der Reihe war, um das Schiff vor dem Sinken zu bewahren. Doch wenn ich freihatte, lieh ich mir eine Bibel aus und las darin. Und wenn ich meinen Dienst versah, wiederholte ich im Kopf, was ich gelesen hatte, wobei ich allezeit Gott suchte.

Ich sprach auch ein Bußgebet und dankte Gott, dass er mich in dem Sturm bewahrt hatte, und bat

ihn, mir alle meine Bosheiten zu vergeben. Allmählich wurde die Angst von Vertrauen abgelöst. Ich erhielt diese wundersame Gnade, nämlich den Glauben, dass Gott mir vergeben und nun meine Seele gerettet hatte, wie es mit meinem Körper schon so oft geschehen war.

Endlich, fünf Tage nach dem Sturm, früh am Morgen, bevor die Sonne aufgegangen war, rief der Matrose im Ausguck: ›Land in Sicht!‹ Wir versammelten uns alle an Deck, und tatsächlich, am östlichen Horizont erschien etwas, das wie eine felsige Küste aussah und in drei Inseln auslief. Wir dachten, das müsse wohl die nordwestliche Küste von Irland sein.

Wir wollten ein Fest feiern und aßen fast alle noch vorhandene Nahrung und gratulierten uns gegenseitig zu unserem ›Glück‹. Und dann ging die Sonne auf. Was wie eine Küstenlinie ausgesehen hatte, wurde zu einer Nebelbank, die im Lauf des Morgens langsam verdunstete.

Am nächsten Tag blies ein Sturm aus der falschen Richtung, und wir wurden weit von unserem Kurs abgetrieben. Weil das Schiff wegen der Beschädigungen so zerbrechlich war, konnten wir nicht gegen den Sturm ankämpfen und mussten uns von ihm treiben lassen, bis er von selbst aufhörte und wieder in eine wünschenswerte Richtung blies.

Danach wurden die Tage zu quälenden Wochen, während wir langsam ostwärts krochen. Und in dem kalten Nordmeer, ohne viel Nahrung und bei der harten Arbeit an den Pumpen ohne warme Kleidung, sanken Mut und Lebenskraft bei allen.

Als schließlich ein Mann an Unterernährung starb, begannen die Seeleute – immer ein abergläubischer Haufen – darüber nachzudenken, was oder wer wohl schuld an dem ganzen Elend war. Weil sie gehört hatten, wie ich frech Gott herausgefordert hatte, mich zu zerschmettern, meinte sogar der Kapitän, ich könnte der ›Jona‹ sein, der ihnen so schweres Unglück einbrachte. ›Vielleicht sollten wir ihn über Bord werfen‹, munkelten sie untereinander.

Ich kann wirklich nicht sagen, was sie davon abgehalten hat. Es muss wieder Gott gewesen sein.

Schließlich, vier Wochen nach dem großen Sturm, der das Schiff ruiniert hatte, drifteten wir in die Sichtweite der wirklichen Küste Irlands, und langsam gelangten wir in den schützenden Hafen von Lough Swilly.

Zwei Stunden nachdem wir geankert hatten, drehte sich der Wind wieder und blies so mächtig, dass, wären wir noch auf See gewesen, es höchstwahrscheinlich unseren Untergang bedeutet hätte.«

Der Sklavenhändler

Hamilton unterbrach Newton und sagte: »Moment mal! Das verstehe ich nicht. Wenn du dich damals bekehrt hast, wann warst du denn ein Sklavenhändler? Du hast mir bislang noch nichts von deinem Sklavenhandel erzählt.«

Newton sah bedrückt aus. »Ich schäme mich, sagen zu müssen, dass ich erst *nach* meiner Bekehrung der Kapitän eines Sklavenschiffes wurde.«

»Wie bitte!?,« fragte der Junge erstaunt. »Du willst mir erzählen, dass du deine anderen Sünden bereut hast – dein Fluchen und dein Benehmen wie ein selbstsüchtiges Schwein – und dass du dir nichts dabei gedacht hast, wenn du menschliche Wesen in die Sklaverei brachtest?«

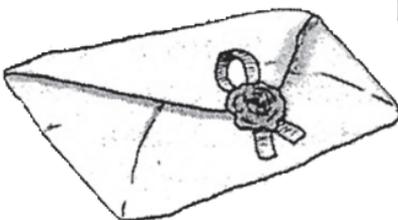
»Das ist die traurige Wahrheit«, gab Newton zu.

»Aber das ist doch unmöglich!«

»Wie der Prophet Jeremia sagt, ist das Herz des Menschen betrügerisch und verdorbener als alles andere, und man kennt sich selbst nicht. Aus diesem Grund belügen wir uns selbst sehr leicht und leben lieber nach den Grundsätzen dieser Welt als nach dem, was Gott für richtig oder falsch hält.«

Newton stand auf und ging zum Fenster. Er blickte in die finstere Nacht

hinaus. »Sogenannte ›Gutmenschen‹ mögen es nicht, wenn Sklaven schlecht behandelt werden«, fuhr er



fort, »aber auch sie, zusammen mit der gesamten übrigen Gesellschaft, halten die Sklaverei an sich für ›die natürliche Ordnung‹ – außer ganz wenigen Leuten, die sich für die Abschaffung der Sklaverei einsetzen. Sie sagen sich: ›So ist das eben‹, und halten es weder für gut noch für schlecht.«

»Schwarze ganz sicher nicht«, antwortete Hamilton bitter. »Wir wissen, wie schlimm die Sklaverei ist, und wir würden niemals Sklaven halten oder an andere verkaufen.«

Newton kam vom Fenster zurück. »O, nein! Das stimmt ganz und gar nicht«, sagte er. »Die Sklaverei ist in Afrika sehr verbreitet. In verschiedenen Stämmen hat jeder Sklaven, wenn er nur reich und mächtig genug ist, sich welche leisten zu können. Meistens wurden sie bei Stammeskriegen gefangen genommen.«

Hamilton wurde es ungemütlich bei solchen Informationen. »Na ja, aber das ist etwas anderes. Wenn man gefangen genommen und nur in ein Nachbardorf verschleppt wird, das ist nicht so schlimm. Da gibt es immer Wege zur Flucht und zur Rettung. Meine Leute würden niemanden von seiner Heimat, seinem Volk und seinem gewohnten Leben fortschleppen, noch dazu weit über den Ozean, und sie zwingen, auf den Feldern fremder Menschen zu schuften.«

»Das gebe ich zu. Wenn jemand aus der Heimat geraubt wird, wenn man Familienbande zerreißt und ihn dann noch weit übers Meer verschleppt, das ist sehr schlimm, schlimmer, als Sklave im eigenen Land zu sein. Aber was meinst du, wie kom-

men die Sklavenhändler zu ihrer ›Ware‹? Gelegentlich rauben europäische Händler unvorsichtige Einheimische und schleppen sie in die Gefangenschaft; aber in den meisten Fällen kaufen sie ihre Beute von afrikanischen Häuptlingen und Stammesführern. Das war, was Clow machte, wenn er die Flüsse hinauffuhr, um Handel zu treiben. Und so habe ich es gemacht, bevor ich auf die *Greyhound* kam und nach England zurückfuhr.«

Hamilton blickte düster auf den Boden. Die Vorstellung, dass die Anführer seines eigenen Volkes an dem Sklavenhandel beteiligt waren, mochte ihm gar nicht gefallen.

»Ich muss zugeben, dass einige dieser Stammeskriege von Sklavenhändlern angestiftet waren, zumindest aber hatten sie dazu ermutigt. Aber leider ist es so, dass wenn eine Gesellschaft etwas für richtig hält, was in Wirklichkeit falsch ist, dann braucht Gott viel Zeit, um seine Leute umzuerziehen. Vor sehr langer Zeit haben viele – auch sehr fromme Leute – die Vielweiberei gutgeheißen, bei der ein Mann mehr als eine Frau hatte. Es dauerte lange, bis Gott seinem Volk eine richtige Haltung beigebracht hatte. Durch Gottes Wort, die Bibel, überführt uns der Heilige Geist von Sünden. Danach kann Gott uns helfen, uns zu ändern – wenn wir nicht zu dickköpfig und widerspenstig sind.«

Newton wandte sich wieder dem Fenster zu. »Vielleicht kommt einmal der Tag, an dem jeder begreift, dass die Sklaverei etwas Schlechtes ist; aber heute ist das noch nicht so. Das braucht Zeit.« Seine Stimme klang so, als redete er gar nicht mit Hamilton.

Dem Jungen gefiel das Gehörte ganz und gar nicht; doch er fühlte, dass Newton irgendwie recht hatte. Plötzlich sagte er: »Was ist nun mit meiner Mutter? Wann brachtest du sie aus Afrika?«

Einige Augenblicke antwortete Newton nicht. Gerade, als Hamilton ihn noch einmal fragen wollte, drehte sich der alte Pastor um und kam zu seinem Sessel zurück. »So weit bin ich noch nicht mit meiner Geschichte«, sagte er und erzählte dann weiter.

»Nach England zurückgekehrt, stellte jeder, der mich kannte, fest, wie sehr ich mich verändert hatte. Man dachte, ich sei endlich erwachsen geworden und dass die Zeit in Afrika aus mir einen Mann gemacht hatte; doch ich sagte jedem, der mich fragte, dass Gott mich verändert hätte. Gott hatte mir ein anderes Herz gegeben, das aber erst vor kurzer Zeit.

Einer, der die Verwandlung meines Charakters bemerkte, war ein reicher Geschäftsmann, dem mehrere Schiffe gehörten. Er war der Freund, den mein Vater aufgesucht hatte, um ihm bei der Suche nach mir und bei der Befreiung von Clow zu helfen.

1749 bot er mir die Stelle des Ersten Offiziers auf der *Brownlow* an. Ich nahm die Stelle an und war dankbar, dass ich vor der Abfahrt noch viel Zeit hatte, um Mary zu besuchen. Ich wollte sie fragen, ob sie mich heiratet, und sogar, ob ihre Eltern es erlaubten, doch wartete ich damit bis zum letzten Augenblick.

Wir gingen in ihrem Rosengarten in Kent spazie-

ren. Alles war wunderschön, so sagte ich: »Mary, ich möchte dich etwas sehr Wichtiges fragen.«

Sie blickte mich mit ihren strahlenden Augen an und lächelte mich dermaßen entwaffnend an, dass ich plötzlich allen Mut verlor. *Warum sollte ein so wunderschönes Mädchen wie sie mich heiraten wollen?*, dachte ich. Ich stotterte und stammelte, und schließlich war alles, was ich sagen konnte: »Wäre es dir recht, wenn ich dir einen Brief schriebe?«

Mary nickte, und das machte mir ein wenig Mut, sodass ich sagte: »Bevor ich auf der *Harwich* wegfuhr, schrieb ich dir mehrere Male; aber du hast mir nie geantwortet. Wirst du mir diesmal antworten?«

Sie wurde rot, und ich dachte, das käme vielleicht von meinem letzten Brief, in dem ich meine Liebe zu ihr erwähnte. Aber sie sagte: »Ich habe mich geschämt, weil ich so schlecht im Briefschreiben bin; aber diesmal werde ich dir auf deinen Brief antworten.«

Leider musste ich gleich darauf fortgehen. Wir verabschiedeten uns, und ich fuhr nach Liverpool.

Sobald ich gegangen war, hätte ich mich selbst treten können wegen meiner Feigheit; aber natürlich schrieb ich den Brief und brachte ihn zur Post, als ich noch nicht weit von ihrer Wohnung entfernt war.

Die Tage, in denen ich auf Antwort wartete, waren beinahe unerträglich. Schließlich kam sie, kurz bevor wir ablegten. Ich war so aufgeregt, dass ich den Brief nicht öffnen mochte. Als ich ihn endlich doch las, begriff ich, dass sie mein Liebeswerben nicht ablehnte. Nein, sie sagte sogar, sie wolle niemand anderen und wäre vielleicht auch bereit, mich zu heiraten, wenn ich heimkäme.



Mehr brauchte ich nicht zu wissen.

Während der Reise verwendete ich alle meine freie Zeit, um in der Bibel zu studieren – und von Mary zu träumen. Manchmal half das, die Zeit schnell verstreichen zu lassen, und manchmal schien es, als kämen wir überhaupt nicht nach Hause.

Als es endlich so weit war, haben Mary und ich tatsächlich geheiratet. Aber es dauerte nicht lange, und Joseph Manesty schickte mich mit einem anderen Schiff wieder auf die Reise, diesmal als Kapitän.

Die *Duke of Argyle* segelte am 11. August 1750 mit dreißig Mann Besatzung los. Ich war der Kapitän – aber kein sehr stolzer, als wir ein Jahr später heimkehrten. Von der ursprünglichen Besatzung waren nur noch fünfzehn übrig geblieben. Die *Duke of Argyle* war ein kaum noch seetüchtiger Kahn, und das machte alles nur noch schlimmer. Es gab Meuterei, Tropenfieber und viele Tote auf der langen Reise von Afrika nach Amerika.«

»Augenblick mal!«, unterbrach ihn Hamilton. »Du sagst, die halbe Mannschaft sei gestorben; aber wie viele Sklaven kamen um?«

»Auf vielen Schiffen starb ein Drittel der Sklaven auf der Reise durch den Kalmengürtel, wo oft kein Wind weht und die Schiffe kaum von der Stelle kommen.«

»Und wie war es auf deinem Schiff?«

»Ich verlor sechs.«

»Von wie vielen?«

»Ungefähr zweihundert.«

»So, auf dieser Reise warst du also für den Tod von sechs Afrikanern verantwortlich, und du sagst immer noch, du wärst ein Christ gewesen? Ich sollte dich auf der Stelle abknallen!«, knurrte Hamilton und knirschte mit den Zähnen. Er stand auf und rannte in dem Zimmer hin und her. Dann blieb er vor Newton stehen und schwenkte die Pistole vor dessen Nase.

»Wie ich vorhin sagte«, antwortete Newton ruhig, »ich habe tatsächlich den Tod verdient. Alle müssen

irgendwann sterben, und Gott ist es, der den Zeitpunkt bestimmt.«

»Ha!«, sagte Hamilton und warf die Hände hoch. »Brächte das die toten Sklaven zurück, oder würde das die anderen befreien, die auf den Baumwollfeldern heute schwitzen?«

»Gewiss nicht. Und darum, um deren Befreiung geht es. Du musst überlegen, was du damit erreichst, wenn du mich totschießt.«

Hamilton fühlte seinen Ärger wieder aufsteigen. »Was ich tue, geht dich gar nichts an!«, schnauzte er. »Ich bin hier der Ankläger, und du bist der Schuldige.« Immerhin, er hatte die Pistole, oder etwa nicht? Kurz darauf ließ sich der Junge wieder in den Sessel fallen und atmete heftig.

»Was passierte auf den anderen Fahrten?«

»Auf meiner letzten Fahrt verlor ich niemanden, keinen von der Besatzung und auch keinen Sklaven.«

»O, jetzt soll ich dich wohl bewundern, dass du alle sicher in die Sklaverei gebracht hast?«

»Nein. Du hast gefragt, und so war es nur die gewünschte Information.«

»Was weißt du von der Fahrt, in der du meine Mutter hinüberbrachtest? Erzähl davon etwas!«

Revolte auf hoher See

John Newton zog die Augenbrauen zusammen, während er an seine Sklavenhändlerzeit zurückdachte. »Die *Duke of Argyle* war dermaßen seeuntüchtig, dass Joseph Manesty mir für die nächste Reise ein neues Schiff übergab. Das war die *African*, und ich war ihr erster Kapitän. Das war im Jahr 1752.«

»Sagtest du eben 1752? Das war, als meine Mutter auf die *African* gebracht wurde«, sagte Hamilton eifrig. »Hast du sie gekannt?«

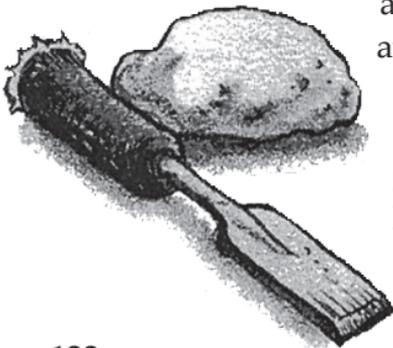
Newton schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, wir erfuhren selten, wie die Sklaven hießen. Hatte deine Mutter irgendein besonderes Kennzeichen? Irgendetwas, an das ich mich erinnern könnte?«

»Sie war jung – jünger, als ich jetzt bin.«

»Ich nahm sehr selten Kinder. Ich denke, dass Gott anfang, mein Gewissen anzurühren wegen des schändlichen Sklavenhandels, und das Erste, was ich daraufhin tat, war, alles so erträglich wie möglich zu machen.«

Newton hielt inne und rieb sich sein Kinn, als suche er etwas in seiner Erinnerung. »Ich gab Befehl

an die Besatzung, die Sklaven auf meinem Schiff nicht zu misshandeln, und ich legte sogar ein Besatzungsmitglied in Ketten, weil er eine Frau ganz unnötig geschlagen hatte.«



Newton hob erst einen Finger, dann den nächsten, um die »Reformen« aufzuzählen, die er einführte. »Ich lehnte es ab, Sklaven zu kaufen, die nicht ganz gesund waren. Ich nahm keine kranken, schwachen oder alten Leute oder Kinder, die weniger als 1,20 Meter groß waren. So war deine Mutter anscheinend eine der Jüngsten.

Ich nahm weniger Sklaven mit, als in das Schiff passten, damit sie etwas mehr Platz unter Deck hatten. Jeden Tag – wenn das Wetter es erlaubte – wurden sie an Deck in die frische Luft gebracht, und ihre Unterkünfte wurden gereinigt.

Sonntags hielt ich Gottesdienste für die Sklaven – obwohl sie nur sehr wenig davon verstanden –, und ich betete jeden Abend für ihre Seelen.«

John Newton schaute Hamilton ins Gesicht, und ihre Blicke trafen sich. Die Muskeln im Angesicht des Jungen spannten sich, und seine Augen wurden zu schmalen Spalten. Als wenn er Hamiltons Gedanken lesen könnte, warf er beide Hände in Verzweiflung in die Höhe. »Ich weiß! Man kann Schlechtes nicht in Gutes verkehren, einfach indem man es ein wenig aufpoliert. Böses ist Böses, und besser wird es nur, wenn man damit aufhört.«

Zu Hamiltons Überraschung sah er Tränen über Newtons Gesicht laufen. Der Mann seufzte, schloss die Augen und setzte seine Geschichte fort.

»Es lief nicht gut auf der *African*. Das begann schon damit, dass ich vor der Abreise Job Lewis traf, den Offiziersanwärter, der mit mir Freundschaft schlie-

ßen wollte, als ich bei der Marine auf der H.M.S. *Harwich* fuhr. Inzwischen war Lewis Kapitän geworden; aber sein Reeder war in Konkurs geraten. So überredete ich Joseph Manesty, ihn auf der *African* anzuheuern. Doch kaum waren wir in Afrika, da bekam er das Tropenfieber und starb innerhalb von acht Tagen.

Dann entdeckte ich, dass zwei Besatzungsmitglieder von dem Schiffsvorrat an Bier eine Menge gestohlen hatten, um es zum eigenen Gewinn an Land zu verkaufen. Sie wären beinahe unentdeckt geblieben, weil sie die geleerten Fässer mit Wasser auffüllten, sodass man nichts merken sollte. Ich ließ sie beide auspeitschen – einen mit elf und den anderen mit dreizehn Hieben. Dann entfernte ich sie von Bord.

Ein paar Tage später wurde ich gewahr, dass der Schiffszimmermann eine Meuterei vorbereitete. Ich hätte ihn gern in Eisen gelegt und dem ersten Kriegsschiff übergeben; aber ich konnte seine Dienste nicht entbehren. So bezog er zwei Dutzend Peitschenhiebe, und ich behielt ihn.

Eine Woche später, als wir vor einer größeren afrikanischen Stadt vor Anker lagen, desertierten zwei Matrosen und stahlen eine der Schiffsbarkassen.

Eine ungewöhnliche Menge der Matrosen litt am Fieber, und ich machte mir Gedanken, wie wir überhaupt segeln und gleichzeitig die Sklaven bewachen sollten.

Wenn nicht genügend Mannschaft an Bord ist, besteht immer die Gefahr, dass die Sklaven einen Aufstand machen, obwohl sie auf hoher See ohne

Erfahrung mit dem Segeln kaum eine Chance haben, sicher eine Küste zu erreichen.

Doch bevor irgendeine Revolte ausbrechen konnte, versuchten drei von der Besatzung, eine Meuterei anzuzetteln. Sie wollten das Schiff in ihre Gewalt bringen und mit der Sklavenladung nach Amerika fahren, um den Gewinn in die eigenen Taschen zu stecken.

Aber sie hatten nur ein großes Maul. Ich kam dahinter, ehe sie irgendwelchen Schaden anrichten konnten. Zwei von ihnen schloss ich in Eisen, und der Dritte war so krank, dass er wenige Tage danach starb.

Endlich hatten wir eine Ladung von 207 Sklaven zusammen – wenn ich mich recht erinnere – und starteten zu der Atlantiküberquerung, wenn auch mit schrecklich wenigen Leuten, zwanzig an der Zahl.

Viele Sklaven waren in größter Angst, als wir kein Land mehr sehen konnten. Sie kannten nur das Befahren der Flüsse mit kleinen Booten. Dass sie nun tagelang mitten auf dem Meer trieben, machte einige wahnsinnig vor Angst. Eines Nachmittags, als sie an Deck waren, um frische Luft zu atmen, sah ich, wie ein Mann zurück nach Afrika schaute. Er stolperte, scheinbar krank, umher. Dann rannte er plötzlich an die eine Seite des Schiffes und sprang ins Wasser.

Wir drehten bei und ließen ein Boot zu Wasser und retteten ihn, bevor er ertrunken war. Doch ehe noch die Nacht vorüber war, starb er aufgrund von Fieber und Erschöpfung.

Es entsetzte mich, dass jemand lieber ertrinken

als in die Sklaverei gebracht werden wollte. Ich gab dem Fieber die Schuld daran und meinte, er habe seinen Verstand verloren gehabt. Doch dann erinnerte ich mich an meine Sklavenzeit unter Clow und Pea Eye. Vielleicht war er gar nicht so verrückt. Vielleicht konnte er den Gedanken an die vor ihm liegenden Schrecken nicht ertragen und zog den Tod vor.

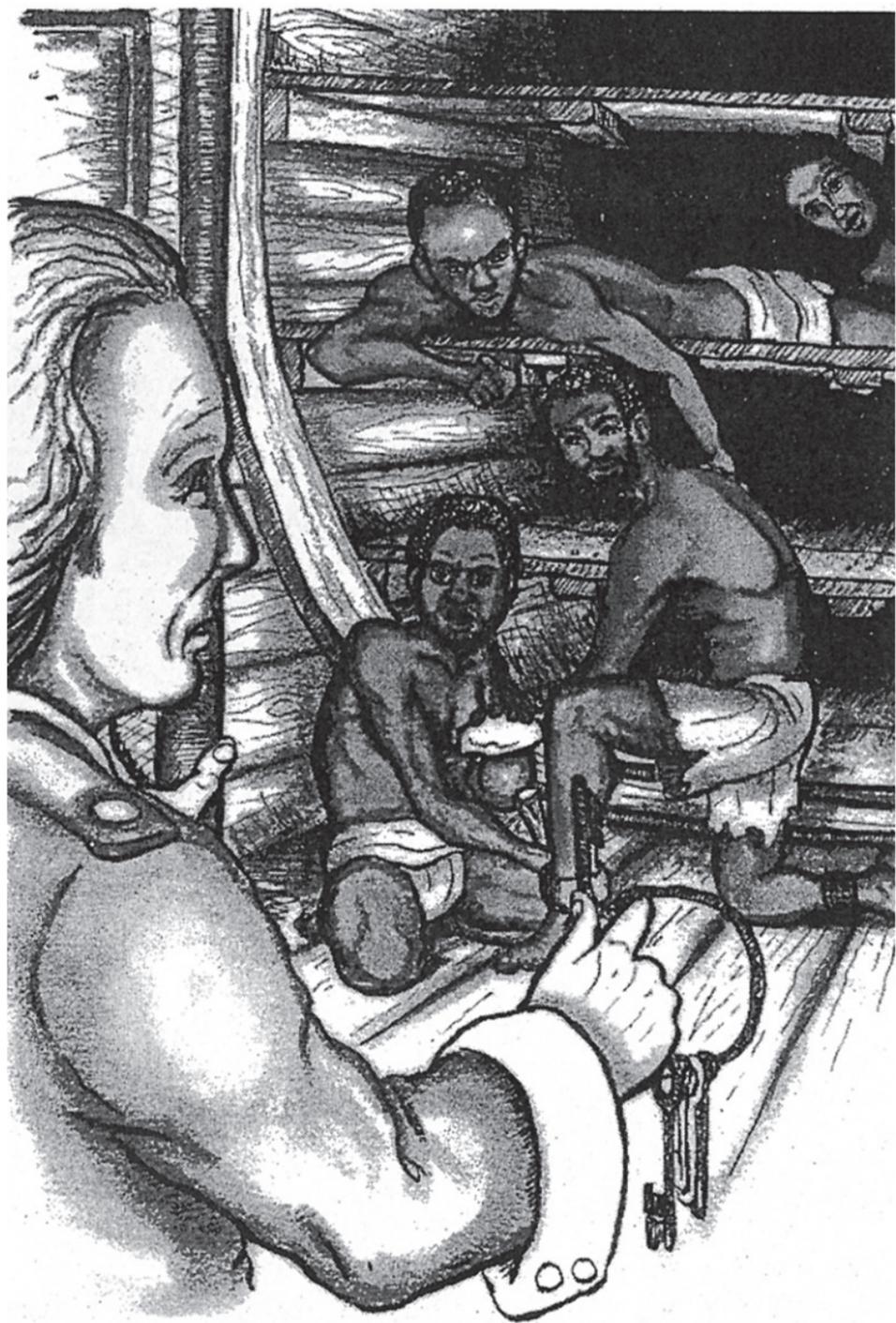
Um mein Gewissen zu beruhigen, beschloss ich, am nächsten Tag den Laderaum des Schiffes zu besichtigen, um mich davon zu überzeugen, dass die Bedingungen erträglich waren.

Da entdeckte ich zwei Männer, die frei herumliefen und mit einem Meißel und einem Steinbrocken die anderen befreiten. Ich schlug sofort Alarm, und nach einer Durchsuchung fanden wir etliche Messer und selbst hergestellte Keulen.

Mit nur zwanzig Besatzungsmitgliedern, von denen noch einige krank waren, hätte es leicht passieren können, dass uns die Sklaven überwältigt hätten und frei geworden wären. Ich kam gerade noch rechtzeitig.«

»Nein, nicht rechtzeitig!«, rief Hamilton und sprang auf die Füße. »Du kamst zu früh. Sie wären sonst frei gewesen. Frei! Verstehst du das nicht? FREI!«

Newton reagierte erstaunt auf diesen Gefühlsausbruch. »Ja, gut, vielleicht. Aber wir befanden uns mitten auf dem Ozean, und diese Sklaven waren keine Seeleute. Sie hatten keine Ahnung, wie man ein Segelschiff fährt oder die Küste finden kann. Hätten sie uns überwältigt und umgebracht, wären auch sie



gestorben, während sie ziellos auf dem Meer herumtrieben.«

Hamilton warf sich in seinen Stuhl zurück. Nach einigen Augenblicken der Stille sagte er: »Das war meine Mutter, damit du's weißt!« Dann sagte er mit verhaltener Freude: »Sie hat mir von dem Versuch zur Revolte erzählt.«

»Deine Mutter? Was hat deine Mutter damit zu tun?«

»Du hast es doch nie rausgekriegt, oder?«

»Wovon redest du? Was habe ich nicht rausgekriegt?«

»Meine Mutter war es, die an Deck den Meißel fand und in den Laderaum schmuggelte.«

»Deine Mutter tat das? Ich ... ich dachte, es sei einer der Jungen gewesen. Niemals hatte ich Frauen und Kinder in Eisen gelegt, weißt du? Und es gab vier Jungen an Bord, die etwa so alt waren wie du. Ich dachte, sie hätten das Werkzeug besorgt.«

»Nee, nee«, sagte Hamilton stolz. »Meine Mama war das, und sie hat auch den ersten Mann befreit.«

Plötzlich begann Newton zu weinen. Anfangs mit tonlosen Schluchzern, dann zitterte sein ganzer Körper, und dann brach er in großes Wehklagen aus, das gar nicht aufhören wollte.

Hamilton drehte sich weg und blickte zum Fenster. Er hatte schon vorher Männer weinen gehört, wenn sie die Peitsche des Aufsehers zu spüren bekamen; aber dieses klagende Schluchzen war ganz anders, es war etwas zu Persönliches, als dass man Zeuge davon sein mochte.

Schließlich wurde er ungeduldig. »Warum heulst du, Mensch? Dir hat keiner was getan!«

Newton gab sich große Mühe, das Weinen zu lassen und sich wieder unter Kontrolle zu bekommen. Nach kurzer Zeit wischte er sich sein Gesicht mit einem Taschentuch ab und sagte: »Nein, niemand hat mir etwas angetan, außer ich mir selbst. Ich dachte nur daran, was ich mit den Jungen gemacht habe.«

»Mit den Jungen?«, fragte Hamilton. »Was hast du mit ihnen gemacht?«

»Ich meinte, ich müsste von ihnen ein volles Geständnis erzwingen. Ich wollte nicht noch einen Aufstand erleben; so suchte ich nach dem Verantwortlichen. Es war mir klar, dass bestimmt einer der Männer darin verwickelt war. Und ich meinte, es seien die Jungen gewesen, die das Werkzeug besorgt hatten. Doch sie haben es nicht zugegeben. Ich ... ich wendete sogar die Daumenschrauben an – nicht zu doll – aber ... jedenfalls haben sie deine Mutter nicht verraten, nicht einmal unter der Folter.«

Hamiltons Gesicht wurde bleich. »Was hättest du mit meiner Mutter gemacht, wenn du herausbekommen hättest, dass sie verantwortlich war?«

»Ich weiß nicht.« Newton putzte sich die Nase. »Vielleicht hätte ich sie in Eisen gelegt. Ich brauchte weiter nichts zu unternehmen. Die wirkliche Gefahr ging von den Männern aus, und am nächsten Tag, als wir ein anderes Schiff trafen, übergab ich vierzehn Männer dorthin. Es war kein Sklavenschiff; doch als ich dem Kapitän erklärte, sie seien die Anführer einer Sklavenrevolte, willigte er ein, weil

er viel Platz an Bord hatte. Ich übergab ihm die Jungen nicht, weil ich mir sagte, die würden mir keinen Kummer mehr machen, so hätte ich auch deine Mutter nicht geschickt, wenn ich alles gewusst hätte.«

Hamilton starrte leer in die glühenden Kohlen. Er hatte den Mann gefunden, der seine Mutter in die Sklaverei verschleppt hatte. Er hatte die ganze Geschichte gehört und konnte nun Rache nehmen. Die Pistole war noch in seiner Hand. Es war mehrere Stunden nach Mitternacht, und niemand draußen hätte den dumpfen Knall des Pistolenschusses innen im Haus gehört. Wenn er es überhaupt tun wollte, dann war jetzt die beste Gelegenheit.

Amazing Grace

Aber da war eine letzte Frage, die Hamilton beantwortet haben wollte. »Na, und wann hast du mit dem Sklavenhandel aufgehört?«

»Wir verkauften die Sklaven in St. Christopher – einer Karibikinsel.« Newton schaute auf den Jungen, weil er sich daran erinnerte, dass John Hamilton gesagt hatte, er und seine Mutter seien Sklaven in den amerikanischen Kolonien gewesen. »Hat deine Mutter dir einmal erzählt, wie ihr so weit fort von da bis nach South Carolina gekommen seid?«

»Sklaven können sich nicht aussuchen, wo sie wohnen oder wohin sie reisen wollen«, sagte Hamilton sarkastisch. »Meine Mama wurde – soviel ich weiß – zweimal verkauft. Der Letzte, der sie kaufte, war Benjamin T. Bowdoin, und der kam aus South Carolina.«

»Ach so!«

Hamilton schob den Unterkiefer vor. »Nun los! Wann hast du mit dem Sklavenhandel aufgehört?«

»Ich machte noch eine Reise mit der *African*. Gott muss an meinem Herzen gearbeitet haben, weil ich jetzt viel besser mit den Sklaven umging. Das war die Reise, auf der niemand starb, weder von der Mann-



schaft noch von den Sklaven. Dadurch wurde ich richtig berühmt in Liverpool.

Während der Überfahrt durch den Kalmengürtel hatte ich einen Fieberanfall, von dem ich meinte, ich würde ihn nicht überleben. Mehrere Tage war ich bewusstlos, und der Schiffsarzt meinte auch, ich würde sterben. Aber ich erholte mich und fühlte mich – wenn auch noch recht schwach – wieder ganz gut, als wir in der Karibik ankamen.

Auf der Rückreise gerieten wir in einen schrecklichen Sturm, den die *African* kaum überstand. Das Schiff war zwar neu; aber es hatte keine guten Segeleigenschaften. Als ich das bei Joseph Manesty in Liverpool beklagte, versprach er mir ein neues Schiff, das er gerade bauen ließ – *The Bee*.

Es sollten noch Monate vergehen, bevor es fertig wurde. So genoss ich die Zeit an Land mit Mary. Aber immer wenn ich daran dachte, wieder auf Sklavenjagd zu gehen, erfüllte mich große Angst. Damals wusste ich nicht warum – ob ich mich vor dem Ozean fürchtete, oder ob es daran lag, dass ich den Sklavenhandel immer scheußlicher fand, oder weil ich Mary verlassen sollte. Einerlei – ich mochte gar nicht an die nächste Reise denken. Dann, zwei Tage bevor ich wieder in See stechen sollte, tranken Mary und ich im Wohnzimmer Tee, da wurde ich ohnmächtig und krachte auf den Boden.

Der Arzt kam und bemühte sich eine Stunde lang, ehe ich wieder zu Bewusstsein kam und das Schlimmste überstanden war. Aber ich hatte starke Kopfschmerzen, taumelte umher und konnte nur verschwommen sehen. Schließlich meinte der Arzt,

ich würde unter den Folgen des immer wiederkehrenden Tropenfiebers leiden. Darum warnte er mich, jemals wieder in tropisches Klima zurückzukehren.

Was der Doktor als Warnung gemeint hatte, empfand ich als riesengroße Erleichterung. Sobald er das gesagt hatte, fühlte ich mich wohler und begriff nun, wie sehr ich mich vor der Reise gefürchtet hatte. Doch dauerte es noch eine Weile, bis mir klar wurde, dass mein eigentlicher Kummer von der Sklaverei herrührte. Mein Herz und mein Körper hatten dagegen protestiert, nur mein Verstand hatte es bis dahin noch nicht begriffen.

Doch außerdem war es ein weiteres Kapitel in der göttlichen Barmherzigkeit mir gegenüber. Später hörte ich, dass die *The Bee* fast mit Sklaven vollgeladen war und sich zur Überfahrt rüstete, als die Sklaven einen Aufstand machten – diesmal mit Erfolg. Sie brachten den Kapitän um, danach auch den Zweiten Offizier, den Schiffsarzt und die meisten Matrosen. Der Wind trieb das Schiff an die Küste und zerschmetterte es. Die meisten Sklaven entkamen unbehelligt.

Wäre mir Gott nicht wieder einmal gnädig gewesen, hätten sie mich auch umgebracht.«

»Das hört sich an, als hättest du niemals von dir aus beschlossen, den Sklavenhandel aufzugeben«, sagte Hamilton schroff. Die wachsende Verwirrung legte sich. Er hatte immer noch Gründe genug, diesen Mann umzubringen.

»Es ärgert mich selbst, sagen zu müssen, dass ich

damals nur aus Gesundheitsgründen nicht mehr zur See fuhr. Deshalb hörte ich auf. Aber seither habe ich eine Menge über die wunderbare Gnade nachgedacht, die mir Gott lebenslang erwiesen hatte. Wenn er sich um mich gekümmert hat, obwohl ich ihn so oft ablehnte, dann ist das wenigste, dass auch ich mich um alle kümmere, für die er seinen Sohn sterben ließ. Die große Gnade, die Gott mir zukommen ließ, sollte meine Haltung allen Menschen gegenüber bestimmen. Ich habe ein kleines Lied geschrieben, das ausdrückt, was ich meine.« Darauf begann er mit seiner dünnen, aber klaren Stimme zu singen:

*Amazing grace! How sweet the sound
That saved a wretch like me!
I once was lost but now am found,
Was blind but now I see.***

Die wundersame Melodie schien noch in der Stille der Studierstube nachzuklingen, als das erste, schwache Morgenlicht durch das Fenster drang.

»Das bin ich«, sagte der frühere Schiffskapitän. »Gott hat mein Leben wieder und wieder gerettet, bis zu der Stunde, als ich gläubig wurde. Jetzt ist mein einziges Ziel, anderen von dieser Gnade mitzuteilen.«

»Darum bist du also Prediger geworden?«

** O, Gnade, wunderbar und schön,
Die mich Verlor'nen fand
Ich war einst blind und kann nun seh'n
Durch Gottes Retterhand.

»Ja.«

»Wie kommst du darauf, dass das helfen könnte? Immer noch überqueren die Sklavenschiffe den Ozean.«

»Ich glaube, es ist ein Anfang. Aber es ist noch viel zu tun ... Obgleich die Arbeit jetzt wohl ein anderer übernehmen muss, weil es doch so aussieht« – Newton zeigte auf die Pistole in Hamiltons Hand – »als wenn du von mir die Bezahlung meiner Sünden forderst.«

»Was meinst du damit?«, fragte Hamilton unsicher.

»Du sagtest doch, du wärest hergekommen, um mich zu erschießen, oder nicht?«

»Ja, ja, ... klar.«

»Dann ist meine Geschichte zu Ende, und ich hoffe, alle deine Fragen beantwortet zu haben.«

Hamilton hob langsam die Pistole. Sein Kopf war voll von Newtons wundersamer Geschichte. Die Waffe begann in seiner Hand zu zittern. Hamilton versuchte, sie festzuhalten, während er dachte: *Dazu bin ich doch hergekommen, oder? Ich wollte den Menschen zwingen, seiner Bosheit ins Angesicht zu blicken, und ihn dann dafür büßen lassen. Aber ... Warum hat er keine Angst?*

Als wenn Newton seine Gedanken lesen konnte, sagte er: »Ich habe keine Angst vor dem Sterben. Gott hat mir meine Sünden vergeben; aber er errettet uns nicht immer vor den irdischen Folgen unserer Sünden. Vielleicht gilt das für mich« – er schaute zum Fenster hinaus – »heute Morgen. Alles, was ich sagen kann, ist dies: Es tut mir alles schrecklich

leid, mehr, als ich es ausdrücken kann, obwohl ich gegen das Übel der Sklaverei predige, wo immer ich Gelegenheit dazu bekomme.«

Alles, was Newton gesagt hatte, beeindruckte Hamilton zutiefst. Nicht ein einziges Mal hatte der frühere Sklavenhändler eine Entschuldigung für seine Taten vorgebracht. In keinem Fall hatte er sich zu rechtfertigen versucht. Der Mann wusste: Er hatte für die von ihm angerichteten Schandtaten den Tod verdient. Aber Hamilton begriff auch: Dies war der erste Weiße, den er je kennengelernt hatte, der begriffen hatte, wie schrecklich die Sklaverei war.

In diesem Augenblick wurde ihm klar, dass der Mensch, der da so ruhig vor ihm saß, wirklich zur Umkehr gekommen und anders geworden war. Und was waren Newtons letzte Worte? Dass er jetzt gegen den Sklavenhandel predigte! *Wenn ich ihn erschiesse, so dachte Hamilton, bringe ich eine wichtige Stimme gegen die Sklaverei zum Schweigen, und alle Afrikaner verlieren einen wahren Freund.*

Langsam stand Hamilton auf und schob die Pistole in die Tasche. »Schon wieder«, begann er freundlich, »ist dir wunderbare Gnade zuteilgeworden. Vielleicht brauche ich auch einmal welche.« Dann drehte sich der weggelaufene Sklavenjunge um und verließ das Pastorenhaus, als gerade die Sonne aufging.



Mehr über John Newton

Es gibt zwar keinen Bericht darüber, dass John Newton von einem Sklaven oder dem Sohn oder der Tochter eines Sklaven wegen seiner Rolle beim Sklavenhandel zur Rede gestellt wurde – aber wahr ist, dass er im Lauf der Zeit immer deutlicher seine Stimme gegen die Sklaverei erhob. Er half den Gruppen, die sich der Sklavenbefreiung verschrieben hatten, ihre Forderungen durchzusetzen.

1785 begann er William Wilberforce in seinem Kampf gegen die Sklaverei zu unterstützen. Wilberforce war damals britischer Unterhausabgeordneter und wurde der führende Kopf der Abolitionisten (Kämpfer für die Sklavenbefreiung).

1807, nur wenige Monate vor Newtons Tod, brachte Wilberforce ein Gesetz durch, das den Sklavenhandel verbot. Dann kämpfte er für die völlige Abschaffung der Sklaverei. 1823 gründete er die Anti-Sklaverei-Gesellschaft. Seine schwache Gesundheit zwang ihn 1825, seinen Parlaments-sitz aufzugeben. Die *Emancipation Bill*, die Sklavenbefreiungsakte, wurde einen Monat nach seinem Tod in England Gesetz.

John Newton schrieb viele wohlbekannte Lieder wie »Glorious Things of Thee are spoken« (»Großes wird von dir berichtet«) und »How Sweet the Name of Jesus Sounds« (»Wie schön der Name Jesu klingt«). Aber kein Lied ist bekannter und beliebter als Newtons eigenes Lebenszeugnis: »Amazing Grace«.

Hier ist das ganze Lied:

*Amazing grace! How sweet the sound
That saved a wretch like me!
I once was lost, but now am found,
Was blind, but now I see.*

*'Twas grace that taught my heart to fear
And grace my fear relieved;
How precious did that grace appear
The hour I first believed!*

*Through many dangers, toils and snares
I have already come;
'Tis grace has brought me safe thus far,
And grace will lead me home.*

*The Lord has promised good to me
His word my hope secures;
He will my shield and portion be,
As long as life endures.*

*Yes, when this flesh and heart shall fail
And mortal life shall cease;
I shall possess, within the veil,
A life of joy and peace.*

*The earth shall soon dissolve like snow,
The sun forbear to shine;
But God, who called me here below,
Will be forever mine.*

von John Newton um 1776

Im Deutschen existieren mehrere Übersetzungen dieses Liedes. Eine möglichst wörtliche Übersetzung des englischen Textes hat der Übersetzer dieses Buches angefertigt:

*O, Gnade, wunderbar und schön,
Die mich Verlor'nen fand,
Ich war einst blind und kann nun seh'n,
Durch Gottes Retterhand.*

*Die Gnade zeigt' mir meine Schuld
Und machte mich dann los.
Wie wurde mir die Gotteshuld
An diesem Tag so groß!*

*War oft in Angst und Irrtumsnacht,
Wusst' weder ein noch aus,
Die Gnade hat mich durchgebracht
Und bringt mich auch nach Haus.*

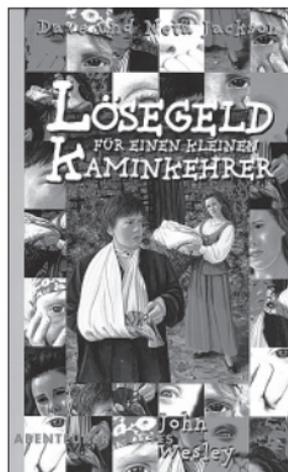
*Nur Heil und Gutes bietet er,
Sein Wort steht mir dafür.
Mein Schild und Erbteil ist der Herr,
Solang ich lebe hier.*

*Ja, wenn dies Herz im Tode bricht
Und kehrt zur Erd zurück,
Hab ich ein Leben dort im Licht
Voll Friede, Freud und Glück.*

*Die Erd wird bald wie Schnee vergeh'n,
Die Sonn' verliert den Schein,
Doch Gott, der mich hat auserseh'n,
Bleibt ewig, ewig mein.*

Dave und Neta Jackson

Lösegeld für einen kleinen Kaminkehrer – John Wesley

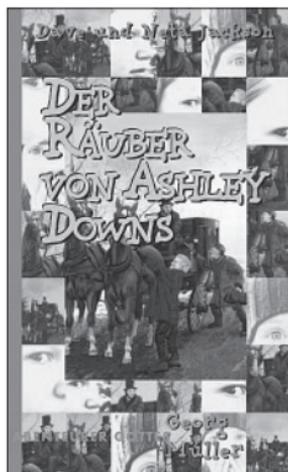


Nordengland im 18. Jahrhundert: Seit seinem fünften Lebensjahr arbeitet der 13-jährige Ned Carter in den gefährlichen Kohlenminen. Seinem kleinen Bruder Pip droht dasselbe Schicksal, und Ned möchte ihn mit allen Mitteln davor bewahren. Der Familie geht es so schlecht, dass sie auch Pip in die Minen schicken will, sobald er fünf Jahre alt ist. Zu allem Elend hat Ned noch einen Unfall, und damit scheint Pips Schicksal endgültig besiegelt zu sein. Aber statt in die Minen geschickt zu werden, »verkauft« sein Vater ihn als Schornsteinfeger-Lehrling nach London ... Trotz seiner Verletzung beschließt Ned, dass er Pip finden und »zurückkaufen« muss. Doch wo ist Pip nun? Und wie kann Ned das Lösegeld verdienen, ohne dass sein Vater etwas davon mitbekommt? Und was könnte dieser Prediger, John Wesley, tun, um ihm dabei zu helfen?

144 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-551-8

Dave und Neta Jackson

Der Räuber von Ashley Downs – Georg Müller



Ende des 19. Jahrhunderts: Als Curly Roddy zwölf Jahre alt ist, hat er schon 6 Jahre als Waisenkind in den Straßen von London überlebt. Er lebt von dem, was er finden kann, und ist auch schon ein guter Taschendieb. Doch dann kommt die Chance seines Lebens, als er hört, dass eine Gemeinde in Bristol für ein Waisenhaus 3000 Pfund gesammelt hat. Es wird ein Leichtes sein, das Geld zu erbeuten. So plant er mit Spud Baxter einen bewaffneten Überfall. Doch dann begegnet er Georg Müller ...

160 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-529-7

clv

Dave und Neta Jackson

Gefahr in der Zirkuskuppel – Dwight L. Moody



Der 14-jährige Casey hat vor Kurzem seinen Vater verloren und wünscht sich nichts mehr, als den düsteren und bedrückenden Umständen zu entfliehen, welche sein Leben prägen. Als er die Chance bekommt, in einem bekannten Zirkus mitzuarbeiten und zum Artisten ausgebildet zu werden, scheint ihm das der ideale Ausweg zu sein. Allerdings bleibt ihm zum Einüben seiner Akrobatiknummer nur wenig Zeit, da Vorstellungen in Chicago geplant sind. Als ein gefährlicher Unfall passiert, ist Casey anschließend vor Furcht wie gelähmt! Wird der dynamische Evangelist Dwight L. Moody, den er vor Kurzem kennengelernt hat, ihm bei der Lösung dieses Problems helfen können?

160 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-450-4